



Edgar
Wallace

Die Vier
Gerechten

SCANNED
BY
CARA

Jeder weiß, was es bedeutet, wenn die Vier Gerechten einem ihrer Gegner den Tod ankündigt. Nur Sir Philip Ramon wollte nicht dran glauben. Der berühmte Kriminalinspektor Falmouth bürgte dafür, daß er die Vier Gerechten dem Gericht ausliefern wird. Damit aber war Sir Ramon so gut wie gestorben.

ISBN 3-453-05446-6

Wilhelm Heyne Verlag GmbH & Co. KG, München
1991

EDGAR WALLACE

DIE VIER GERECHTEN

THE FOUR JUST MEN

Kriminalroman

Aus dem Englischen übersetzt von Dr. Dietlind Bindheim



WILHELM HEYNE VERLAG
MÜNCHEN

HEYNE BLAUE REIHE 02/2354

Herausgegeben
von Bernhard Matt

Titel der Originalausgabe: THE FOUR JUST MEN
Neuausgabe des Heyne Taschenbuches Band Nr. 02/2062
Copyright © 1983 der deutschen Ausgabe by Wilhelm Heyne
Verlag GmbH & Co. KG, München
Printed in Germany 1991
Umschlagillustration: Stiftung Deutsche Kinemathek, Berlin
Umschlaggestaltung: Atelier Ingrid Schütz, München
Satz: Kort Satz GmbH, München Druck und Bindung: Presse-
Druck Augsburg
ISBN 3-453-05446-6

Prolog

Wenn man die Plaza del Mina verläßt und die schmale Straße hinuntergeht, wo am Konsulatsgebäude der Vereinigten Staaten von zehn Uhr morgens bis vier Uhr nachmittags die große Flagge schlaff herabhängt, dann den Platz mit dem ›Hôtel de la France‹ überquert, bei der Marienkirche um die Ecke biegt und schließlich die saubere schmale Hauptverkehrsstraße von Cadiz entlangschreitet, dann kommt man zum ›Cafe de Naziones‹.

Um fünf Uhr nachmittags halten sich in dem weitläufigen Salon mit den Säulen nur wenige Menschen auf, und gewöhnlich sind auch die kleinen, runden Tische, die den Bürgersteig vor dem Cafe verstopfen, nicht besetzt.

Doch im Spätsommer des Jahres der Hungersnot saßen vier Männer um einen dieser Tische und sprachen über Geschäfte. Einer von ihnen war Leon Gonsalez, ein anderer Poiccart, der dritte der bemerkenswerte George Manfred, der vierte Thery oder Saimont.

Von diesem Quartett braucht nur Thery dem Kenner zeitgenössischer Geschichte nicht vorgestellt zu werden. Seine Akte liegt im Amt für öffentliche Angelegenheiten. Er ist dort als Thery - alias Saimont - registriert.

Sofern Sie wißbegierig sind und die erforderliche Genehmigung eingeholt haben, können Sie ihn dort auf achtzehn verschiedenen Aufnahmen betrachten - die Hände über der breiten Brust verschränkt, en face, mit einem drei Tage alten Bart, im Profil, mit... Doch wozu alle achtzehn Stellungen aufzählen?

Übrigens wurden dort auch Fotos seiner Ohren - seiner sehr häßlichen Fledermausohren - aufbewahrt und eine lange, umfassende Geschichte seines Lebens.

Signor Paolo Mantegazza, Direktor des Nationalmuseums für Anthropologie in Florenz, hat Thery die Ehre erwiesen und ihn in sein großartiges Werk aufgenommen (siehe das Kapitel: »Intellektuelle Einschätzung eines Gesichtes«). Deshalb sage ich, daß Thery all jenen, die sich mit Kriminologie und Physiognomie beschäftigen, nicht vorgestellt werden muß.

Er saß jetzt an einem kleinen Tisch, fühlte sich offensichtlich unbehaglich, zwickte sich in seine fetten Wangen, strich sich seine struppigen Brauen glatt, befummelte die weiße Narbe an seinem unrasierten Kinn und tat all das, was die Menschen unterer Klassen taten, wenn sie sich plötzlich auf gleicher Stufe mit besseren Leuten wiederfanden.

Denn obgleich Gonsalez, mit seinen hellblauen Augen und seinen unruhigen Händen, und Poiccart, ein träger, düsterer argwöhnischer Typ, sowie George Manfred, mit seinem grauemelierten Bart und seinem Monokel, in der Verbrecherwelt weniger berühmt waren, so war jeder doch, wie Sie noch erfahren werden, ein großer Mann.

Manfred legte den *Heraldo di Madrid* beiseite, nahm das Monokel ab, putzte es mit einem makellosen Taschentuch und lachte still vor sich hin.

»Diese Russen sind drollig«, kommentierte er.

Poiccart runzelte die Stirn und griff nach der Zeitung.

»Wer ist es - diesmal?«

»Ein Gouverneur einer der südlichen Provinzen.«

»Tot?«

Manfreds Schnurrbart schien sich in verächtlichem Spott zu kräuseln.

»Bah! Wer hat schon je einen Menschen mit einer Bombe umgebracht? Ja, ja, ich weiß schon, daß es vorgekommen ist. Aber wie plump und primitiv! Es ist, als

würde man eine Stadtmauer unterminieren, damit sie einstürzt und - unter anderen - auch deinen Feind erschlägt.«

Poiccart las die Notiz bedächtig und ohne Hast, wie das so seine Art war.

»Der Fürst wurde ernsthaft verletzt, und der Möchtegern-Attentäter hat einen Arm verloren«, las er und schürzte mißbilligend die Lippen.

Gonsalez öffnete und schloß nervös seine Hände, die er nie ruhig halten konnte und die seine Verwirrung deutlich machten.

»Unser Freund hier« - Manfred lachte, und sein Kopf zuckte in Gonsalez' Richtung - »hat so was wie ein Gewissen und. . .«

»Nur ein einziges Mal«, unterbrach ihn Leon rasch.
»Und ich war dagegen. Sie erinnern sich doch, Manfred?
Und Sie, Poiccart, erinnern Sie sich?« An Thery wandte er sich nicht. »Ich habe abgeraten. Erinnern Sie sich?« Er schien ängstlich darauf bedacht, sich von der unausgesprochenen Anklage freizusprechen. »Es war ein jämerlicher, kleiner Coup - und ich war in Madrid«, fuhr er atemlos fort. »Einige Männer aus einer Fabrik in Barcelona kamen zu mir und erzählten mir, was sie vorhatten. Ich war zu Tode entsetzt über ihre Unkenntnis der chemischen Gesetze und ihrer Grundlagen. Nachdem ich ihnen die Bestandteile und Mischungsverhältnisse aufgeschrieben hatte, habe ich sie angefleht - ja, fast auf den Knien -, irgendeine andere Methode anzuwenden. Meine Lieben«, habe ich gesagt, »ihr spielt da mit etwas, wovor selbst Chemiker Angst hätten. Wenn der Besitzer der Fabrik ein schlechter Mensch ist, dann schaltet ihn unbedingt aus. Erschießt ihn! Lauert ihm auf, nachdem er zu Abend gegessen hat und schwerfällig und träge ist! Halte ihm mit der rechten Hand ein Bittgesuch unter die Na-

se und mit der linken... So!«

Leon drehte seine Fingerknöchel nach unten und ließ die Faust vor und nach oben auf einen imaginären Tyrannen zu schießen. »Aber sie wollten auf nichts hören, was ich auch sagte.«

Manfred rührte in dem Glas mit der kremigen Flüssigkeit herum, das neben seinem Ellbogen stand, und nickte, während seine grauen Augen amüsiert zwinkerten.

»Ich erinnere mich. Etliche Menschen starben, und der Hauptzeuge bei der Vernehmung des Sprengstoffsachverständigen war der Mann, für den die Bombe bestimmt gewesen war.«

Thery räusperte sich, als wolle er etwas sagen, und die drei sahen ihn neugierig an. In Therys Stimme schwang so etwas wie Groll mit.

»Ich behaupte nicht, so groß wie Sie zu sein, Señores. Die Hälfte der Zeit verstehe ich überhaupt nicht, worüber Sie reden. Sie sprechen von Regierungen und Königen, von Erlassen und Anlässen. Wenn mir jemand ein Unrecht zufügt, schlage ich ihm den Schädel ein« - er zögerte - , »nun ja, ich weiß nicht, wie ich mich ausdrücken soll... Ich meine... Kurzum, Sie töten Menschen, ohne sie zu hassen, Menschen, die Ihnen nichts getan haben. Das ist nicht meine Art.«

Er zögerte erneut und versuchte seine Gedanken zu sammeln, starre intensiv auf die Mitte der Straße, schüttelte den Kopf und verfiel schließlich wieder in sein Schweigen.

Die anderen schauten erst ihn und dann sich an, und jeder lächelte.

Manfred holte ein unhandliches Etui aus einer seiner Taschen, entnahm ihm eine schlecht gestopfte Zigarette, drehte sie noch einmal geschickt und entfachte an der

Sohle seines Stiefels ein stattliches Zündholz.

»Ihre Art, mein lieber Thery« - er paffte -, »ist die Art eines Narren. Sie töten, um einen Nutzen daraus zu ziehen - wir töten um der Gerechtigkeit willen, was uns aus dem Haufen der professionellen Mörder heraushebt. Wenn wir sehen, wie ein ungerechter Mensch seine Mitmenschen unterdrückt, oder wenn wir sehen, wie dem lieben Gott etwas Böses angetan wird« - Thery bekreuzigte sich - »und den Menschen - und wir erkennen, daß dieser Übeltäter nach den menschlichen Gesetzen seiner Strafe womöglich entkommt - dann bestrafen wir ihn.«

»Hören Sie mir zu!« mischte sich der wortkarge Poiccart ein. »Dort oben« - er deutete mit untrüglichem Instinkt in Richtung Norden - »lebten einmal ein Mädchen, jung und schön - und ein Priester. Ein Priester, kapieren Sie? Die Eltern ignorierten die Geschichte, da so was eben oft vorkam. Aber das Mädchen war von Ekel und Scham erfüllt und wollte nicht ein zweites Mal hingehen zu ihm. Da hat er ihr eine Falle gestellt, sie eingefangen und sie in einem Haus eingesperrt. Und als sie dann allen Schmelz verloren hatte, schmiß er sie raus. Ich habe sie gefunden. Sie bedeutete mir nichts, aber ich sagte mir: Hier ist ein Schaden entstanden, der durch das Gesetz nicht wieder entsprechend repariert werden kann. So besuchte ich also eines Abends, den Hut tief über die Augen gezogen, den Priester und forderte ihn auf, zu einem sterbenden Reisenden mitzukommen. Er wollte erst nicht, doch ich sagte ihm, daß der sterbende Mann reich und eine große Persönlichkeit sei. Da stieg er auf das Pferd, das ich mitgebracht hatte, und wir ritten gemeinsam zu einem kleinen Haus oben auf dem Berg.

Ich versperrte die Tür, und er drehte sich um. Ha! In die Falle getappt! Und er wußte es.

›Was haben Sie vor?‹ fragte er japsend. ›Ich werde Sie töten, Señor‹, erwiderte ich. Und er glaubte mir.

Ich erzählte ihm die Geschichte des Mädchens.

Er schrie, als ich auf ihn zukam, aber er hätte sich seinen Atem genausogut sparen können. ›Lassen Sie mich einen Priester sehen!‹ flehte er mich an - und ich reichte ihm einen Spiegel.«

Poiccart hielt inne und nippte an seinem Kaffee. »Am nächsten Tag fand man ihn auf der Straße, ohne die geringsten Anzeichen, wie er gestorben war«, schloß er.

»Wie denn?«

Thery beugte sich gespannt vor, aber Poiccart lächelte nur grimmig und antwortete ihm nicht.

Thery runzelte die Stirn und blickte einen nach dem anderen mißtrauisch an.

»Wenn Sie so gut töten können, wie Sie behaupten, warum haben Sie dann mich kommen lassen? Ich war glücklich in Jerez bei meiner Arbeit in der Weinfabrik... Es gibt da ein Mädchen... Man nennt sie Juan Samarez.« Er wischte sich über die Stirn und blickte wieder rasch von einem zum anderen. »Als ich Ihre Nachricht erhielt, hätte ich am liebsten *Sie* umgebracht - wer immer Sie auch sein mochten. Verstehen Sie doch! Ich bin glücklich - und da ist dieses Mädchen... Und das Leben von früher habe ich vergessen.«

Manfred setzte den unzusammenhängenden Protesten ein Ende.

»Es ist nicht Ihre Sache, nach dem Wozu und dem Warum zu fragen«, erklärte er gebieterisch. »Wir wissen, wer Sie sind und was Sie sind. Wir wissen sogar mehr über Sie als die Polizei. Wir könnten Sie an den Galgen bringen.«

Poiccart nickte wie zur Bekräftigung, und Gonsalez

musterte Thery neugierig, wie jemand, der die menschliche Natur erforscht, was er auch tat.

»Wir brauchen einen vierten Mann - für eine bestimmte Aktion, die wir vorhaben«, fuhr Manfred fort. »Wir hätten lieber jemanden gehabt, der nur von dem einen Wunsch beseelt ist, der Gerechtigkeit zum Sieg zu verhelfen. Da wir so jemanden nicht finden konnten, mußten wir mit einem Verbrecher - wenn Sie wollen, mit einem Mörder vorliebnehmen.«

Thery öffnete und schloß den Mund, so, als wollte er etwas sagen.

»Mit jemandem, den wir mit einem Wort ins Jenseits befördern können, wenn er uns im Stich läßt. Sie sind dieser Mann. Sie werden kein Risiko eingehen. Und Sie werden gut bezahlt werden. Möglicherweise müssen Sie nicht einmal töten. Hören Sie zu!« Manfred hatte gesehen, wie Thery seinen Mund geöffnet hatte, um etwas zu sagen. »Kennen Sie England? Ich sehe schon, nein. Aber Sie kennen Gibraltar? Nun, das sind dieselben Menschen. Es ist ein Land dort oben.« Manfreds ausdrucksvolle Hände deuteten nach Norden. »Ein komisches, langweiliges Land mit komischen, langweiligen Menschen. Dort lebt ein Mann, ein Mitglied der Regierung, und es gibt Menschen dort, von denen die Regierung noch nie etwas gehört hat. Sie erinnern sich sicher an einen: Garcia, Manuel Garcia, Führer der Carlisten-Bewegung. Er ist in England. Es ist das einzige Land, in dem er sicher ist. Von dort aus lenkt er die Geschicke der Bewegung hier - der ganz großen Bewegung. Sie wissen doch, wovon ich spreche?«

Thery nickte.

»In diesem Jahr hat es, wie im vorigen Jahr, eine große Hungersnot gegeben. Menschen sind vor den Kirchento-

ren gestorben und auf den öffentlichen Plätzen verhungert. Sie haben verfolgt, wie eine korrupte Regierung eine andere korrupte Regierung ablöste. Sie haben mit angesehen, wie Millionen der öffentlichen Gelder in die Taschen der Politiker flössen. Dieses Jahr wird etwas geschehen. Das alte Regime muß verschwinden. Die Regierung weiß das. Sie kennt die Gefahr und weiß, daß es nur eine einzige Rettung für sie gibt: Garcia wird ihnen ausgeliefert, bevor es zum Aufstand kommen kann. Im Augenblick ist Garcia noch sicher, und er wäre es für alle Zeiten, wenn nicht ein gewisses Mitglied der englischen Regierung dabei wäre, einen neuen Gesetzesentwurf einzubringen und ihn zu verabschieden. Ist er verabschiedet, ist Garcia so gut wie tot. Sie sollen uns verhindern helfen, daß dieses Gesetz je in Kraft tritt. Deshalb haben wir Sie kommen lassen.«

Thery sah bestürzt drein.

»Aber - wie?« stammelte er.

Manfred holte aus einer seiner Taschen ein Blatt Papier und reichte es Thery.

»Das hier«, sagte er bedächtig, »ist wohl eine exakte Kopie Ihres polizeilichen Steckbriefes?«

Thery nickte.

Manfred beugte sich vor und deutete auf ein Wort etwa in der Mitte des Blattes. »Ist das Ihr Metier?«

Thery sah verwirrt aus.

»Ja«, erwiderte er.

»Und Sie verstehen wirklich etwas von diesem Handwerk?« fragte Manfred ernst.

Die beiden anderen beugten sich ebenfalls vor, um die Antwort mitzubekommen.

»Ich weiß alles, was man dazu wissen muß«, antwortete Thery langsam. »Wäre dieser Irrtum nicht passiert, hätte

ich sehr viel Geld verdienen können.«

Manfred stieß einen Seufzer der Erleichterung aus und nickte seinen beiden Begleitern zu.

»Dann«, sagte er munter, »ist der englische Minister ein toter Mann.«

I

Am 14. August 1902 erschien in Londons gemäßigtster Tageszeitung am Ende einer unwichtigen Seite eine winzige Notiz, in der stand, daß der Außenminister durch eine Anzahl von Drohbriefen sehr verärgert worden ist und bereit sei, für jede Information, die zur Festnahme und Verurteilung der betreffenden Person oder der Personen führen würde, eine Belohnung von fünfzig Pfund zu zahlen usw. Die wenigen Menschen, die Londons gemäßigteste Zeitung lasen, dachten in ihrer schwerfälligen Athenäum-Klub-Art, daß es im Grunde höchst bemerkenswert war, daß sich ein Staatsminister durch irgend etwas verärgern ließ; und noch bemerkenswerter schien, daß er seine Verärgerung auch noch durch eine Anzeige öffentlich kundtat; und am allerbemerkenswertesten, daß er auch nur eine einzige Minute lang daran glaubte, daß die Aussetzung einer Belohnung das Ärgernis aus der Welt schaffen könnte.

Nachrichtenredakteure weniger gemäßigter, aber größerer Zeitungen mit höherer Auflage, die gelangweilt die stumpfsinnigen Artikel der *Old Sobriety* überflogen, horchten sichtlich auf, als sie die Zeitungsnotiz lasen.

»Hoppla, was ist denn das?« fragte Smiles vom *Comet*.

Er schnitt die Notiz mit einer riesigen Schere aus, klebte sie auf ein Blatt Durchschlagpapier und schrieb drüber: *Wer ist Sir Philips Briefpartner?*

Als nachträglichen Einfall - der *Comet* stand auf der Seite der Opposition - ließ er der Frage noch eine kurze Bemerkung vorangehen, in der er humorvoll mutmaßte, die Briefe würden wohl von einer intelligenten Wählerschaft stammen, die der bisher unentschlossenen Haltung

der Regierung müde geworden war.

Der Nachrichtenredakteur der *Evening World* - ein weißhaariger besonnener Gentleman - las die Notiz zweimal, schnitt sie ebenfalls sorgfältig aus, las sie noch einmal, vergaß sie aber sehr bald restlos, nachdem er sie unter einen Briefbeschwerer gelegt hatte.

Der Nachrichtenredakteur des *Megaphone*, eines wirklich sehr schillernden Blattes, schnitt die Notiz aus, während er sie las, läutete, zitierte einen Reporter herbei und erteilte ihm ein paar knappe Instruktionen - alles sozusagen in einem Atemzug.

»Machen Sie sich auf den Weg zum Portland Place - versuchen Sie mit Sir Philip Ramon zu sprechen -, beschaffen Sie sich die Story dieser Notiz! Warum droht man ihm, und womit droht man ihm? Wenn möglich, versuchen Sie eine Kopie eines solchen Drohbriefes zu bekommen! Und wenn Sie Ramon selbst nicht sprechen können, dann schnappen Sie sich einen Sekretär!«

Der gehorsame Reporter machte sich auf den Weg.

Eine Stunde später kehrte er in einem sehr rätselhaften Zustand der Erregung zurück, der typisch für einen Reporter war, der mit einer Sensationsmeldung aufwarten konnte.

Der Redakteur gab die Meldung ordnungsgemäß an den Chefredakteur weiter, und dieser bedeutende Mann sagte: »Das ist sehr gut, das ist wirklich sehr gut.«

Was als höchstes Lob gewertet werden mußte.

Was an der Story des Reporters wirklich sehr gut war, kann man der halbspaltigen Veröffentlichung entnehmen, die am folgenden Tag im *Megaphone* erschien:

KABINETTSMINISTER IN GEFAHR.
MORDDROHUNGEN GEGEN DEN

AUSSENMINISTER.
»DIE VIER GERECHTEN.«
KOMPLOTT ZUR VERHINDERUNG DER
VERABSCHIEDUNG
DES AUSLÄNDER-AUSLIEFERUNGS-GESETZES.
SENSATIONELLE ENTHÜLLUNGEN.

Beachtliches Aufsehen erregte das Erscheinen der nachfolgenden Notiz im Nachrichtenteil des gestrigen »National Journal: Der Außenminister (Sir Philip Ramon) hat während der letzten Wochen Drohbriefe erhalten, die alle offensichtlich aus einer

Quelle stammen und von ein und derselben Person geschrieben wurden. Die Briefe sind in einem derartigen Ton gehalten, daß sie vom Außenminister Seiner Majestät nicht ignoriert werden können. Er setzt hiermit eine Belohnung von fünfzig Pfund aus, die an jede Person, bzw. alle Personen ausgezahlt wird (ausgenommen ist natürlich der Briefschreiber), die Informationen liefern, die zur Festnahme und Verurteilung des Verfassers dieser anonymen Briefe führen.

Diese Bekanntmachung war in Anbetracht dessen, daß in der Post eines jeden Staatsmannes und Diplomaten normalerweise täglich anonyme und Drohbriefe gefunden werden, so ungewöhnlich, daß der ›Daily Megaphone‹ augenblicklich Erkundigungen einzog, um die Ursache für dieses seltene Vorgehen zu ergründen.

Ein Repräsentant unserer Zeitung sprach in der Residenz Sir Philip Ramons vor, der ihn sehr liebenswürdig empfing.

»Es ist ein ziemlich ungewöhnlicher Schritt«, sagte der Außenminister als Antwort auf die Frage unseres Reporters, »doch er ist in vollem Einvernehmen mit den Kolle-

gen meines Kabinetts erfolgt. Wir haben Grund zu der Annahme, daß es keine leeren Drohungen sind, und ich darf Ihnen noch sagen, daß die Angelegenheit bereits seit einigen Wochen in den Händen der Polizei ruht. Hier ist einer der Briefe.«

Sir Philip holte aus einer Aktenmappe ein Blatt ausländischen Briefpapiers und war so liebenswürdig, unserem Reporter zu erlauben, eine Kopie davon zu machen. Der Brief war undatiert, in gutem Englisch geschrieben, und die Handschrift hatte verschnörkelte, unmännliche Züge, die für die romanische Rasse charakteristisch sind.

Der Brief lautet:

»Eure Exzellenz -

Der Gesetzentwurf, den Sie zu verabschieden gedenken, ist ungerecht. Er zielt darauf ab, einer korrupten und rachsüchtigen Regierung Männer auszuliefern, die jetzt in England ein

Asyl vor den Verfolgungen der Despoten und Tyrannen gefunden haben. Wir wissen, daß die Meinungen über die Vorzüge Ihres Gesetzentwurfs in England geteilt sind und es nur von Ihnen, und zwar ganz allein von Ihnen abhängt, ob das Gesetz zur Auslieferung politisch verfolgter Ausländer in Kraft tritt.

Aus diesem Grunde müssen wir Sie betrüblicherweise warnen und darauf hinweisen, daß es für uns notwendig wird, Sie zu beseitigen, wenn Ihre Regierung diesen Gesetzentwurf nicht zurückzieht - und zwar nicht nur Sie allein, sondern auch jeden anderen, der sich anschickt, diese ungerechte Maßnahme zu einem Gesetz zu erheben.

Die vier Gerechten.«

»Der Gesetzentwurf, auf den hier angespielt wird«,

nahm Sir Philip das Gespräch wieder auf, »ist die Vorlage für das Gesetz zur Auslieferung ausländischer politischer Straftäter, das ohne die Taktiken der Opposition schon bereits in der letzten Sitzungsperiode verabschiedet worden wäre.«

Sir Philip fuhr fort, zu erklären, daß der Gesetzentwurf aufgrund der unsicheren Erbfolge in Spanien ins Leben gerufen worden war.

»Weder England noch irgendein anderes Land sollte Propagandisten Zuflucht gewähren, die von diesem oder irgendeinem anderen sicheren Hafen aus Europa in Flammen setzen würden. So wurden gleichzeitig mit diesem Gesetzentwurf in jedem Land Europas ähnliche Gesetze oder Proklamationen verfaßt. Tatsächlich bestehen sie alle bereits. Sie sollten in der letzten Sitzungsperiode simultan mit unserem Gesetz werden.«

»Weshalb messen Sie diesen Briefen so viel Bedeutung bei?« fragte der Reporter des ›Daily Megaphone‹.

»Weil uns sowohl von unserer eigenen Polizei als auch der des europäischen Festlandes versichert wurde, daß die Briefschreiber Männer sind, denen es tödlich ernst ist. ›Die vier Gerechten‹, wie sie selbst unterzeichnen und sich nennen, sind fast in jedem Land als Gruppe bekannt. Wer sie individuell im einzelnen sind, würden wir alle sehr gern wissen. Sie finden - ob mit Recht oder mit Unrecht -, daß die Gerechtigkeit hier auf Erden sehr unzulänglich gehandhabt wird, und haben sich selbst dazu ausersehen, das Gesetz zu korrigieren. Sie waren es, die General Trelovitch ermordet haben, den Führer der serbischen Königsmöder. Sie haben den französischen Heereslieferanten Conrad auf dem Place de la Concorde gehängt - mit hundert Polizisten in Rufweite. Sie haben Hermann le Blois, den Dichter-Philosophen, in seinem Studio erschossen, weil er die Jugend der

Studio erschossen, weil er die Jugend der Welt mit seinen Gedankengängen verdorben hat.«

Der Außenminister überreichte unserem Reporter schließlich eine Liste mit den Verbrechen, die von diesem außergewöhnlichen Quartett begangen worden waren.

Unsere Leser werden sich an die Umstände jedes dieser Morde erinnern, und gleichzeitig wird einem aufgehen, daß bis zum heutigen Tag keines der Verbrechen mit einem der anderen in Verbindung gebracht worden ist - so streng haben die Polizeibehörden der verschiedenen Nationen das Geheimnis der »Vier Gerechten« bewahrt; und gewiß ist keiner der Umstände, der die Existenz dieser Bande unzweifelhaft aufgedeckt hätte, wäre er enthüllt, vor dem heutigen Tag veröffentlicht worden.

Der ›Daily Megaphone‹ ist indessen heute in der Lage, eine Liste mit sechzehn Morden zu veröffentlichen, die von den vier Männern begangen worden sind.

»Vor zwei Jahren wurde nach der Erschießung von Le Blois durch irgendeinen Fehler in ihren fast perfekten Arrangements einer der vier von einem Detektiv erkannt, als er das Haus Le Blois' in der Avenue Kleber verließ. Er wurde drei Tage lang beschattet, in der Hoffnung, die vier zusammen schnappen zu können. Doch zu guter Letzt entdeckte er, daß man ihn beobachtete, und er versuchte zu entkommen. In einem Cafe in Bordeaux wurde er in die Enge getrieben. Sie waren ihm von Paris aus gefolgt. Bevor er getötet wurde, erschoß er noch einen Sergent de ville und zwei andere Polizisten. Er wurde fotografiert, und sein Bild machte in ganz Europa die Runde, aber wer er war oder was er war, selbst welche Nationalität er gehabt hatte, ist bis heute ein Geheimnis geblieben.«

»Aber die vier existieren doch noch ?«

Sir Philip hob die Schultern. »Entweder haben sie den

Mann ersetzt, oder sie arbeiten nur zu dritt.«

Abschließend erklärte der Außenminister: »Ich gebe dies alles durch die Presse bekannt, damit jeder die Gefahr erkennt, die nicht nur unbedingt mich bedroht, sondern auch jeden in der Öffentlichkeit stehenden Mann, der den Wünschen dieser unheimlichen Macht zuwiderhandelt. Und zweitens hoffe ich, daß die in Kenntnis gesetzte Öffentlichkeit jenen bei der Erfüllung ihrer Pflicht helfen, die für die Erhaltung von Recht und Ordnung verantwortlich sind, und durch ihre Wachsamkeit verhindern, daß weitere ungesetzliche Handlungen beginnen werden.«

Von Scotland Yard daraufhin angestellte Nachforschungen brachten keine weiteren Informationen ans Tageslicht, außer der Tatsache, daß die oberste Kriminalpolizeibehörde mit den Polizeichefs auf dem Festland in Verbindung stand.

Es folgt eine komplette Liste mit den Morden, die von den ›Vier Gerechten‹ begangen worden sind, zusammen mit all den näheren Einzelheiten, die die Polizei in Hinblick auf die Ursachen der Verbrechen sicherstellen konnte.

Wir schulden dem Außenministerium Dank für die Erlaubnis, die Liste abdrucken zu dürfen.

London, 7. Oktober 1899. Thomas Cutler, Schneidermeister, unter verdachterregenden Umständen tot aufgefunden. Bei der gerichtlichen Leichenschau erheben die Geschworenen 'Mordanklage gegen eine oder mehrere unbekannte Personen'. (Die von der Polizei ermittelte Ursache für den Mord: Cutler, ein vermögender Mann, der eigentlich Bentvitch hieß, war ein besonders wider-

wärtiger Ausbeuter und Leuteschinder. Drei Verurteilungen im Zusammenhang mit dem Arbeiterschutzgesetz. Nach Ansicht der Polizei gab es noch ein anderes persönliches Motiv für den Mord, das möglicherweise mit Cutlers Behandlung seiner weiblichen Angestellten zusammenhing.)

Lüttich, 28. Februar 1900. Jacaues Ellerman, Präfekt. Auf dem Heimweg von der Oper erschossen. Ellermann war ein berüchtigter Bösewicht. Bei den Ermittlungen nach seinem Tode entdeckte man, daß er fast eine Viertelmillion Francs öffentlicher Staatsgelder veruntreut hatte.

Sattk (Kentucky), Oktober 1900. Richter Anderson. Wurde in seinem Zimmer erdrosselt aufgefunden. Anderson war bereits dreimal wegen Mordes vor Gericht gestellt worden. Die Anderson-Hara-Fehde. Insgesamt hatte er sieben aus dem Hara-Clan getötet, aber nur dreimal erstattete man Anzeige gegen ihn, und alle dreimal wurde er als »nichtschuldig« freigesprochen. Man wird sich erinnern, daß er nach der letzten Anklage wegen hinterhältigen Mordes an dem Herausgeber des »Sattle Star« den Geschworenen die Hände schüttelte und ihnen gratulierte.

New York, 30. Oktober 1900. Patrick Welch. Ein infamer, korrupter Beamter und Dieb an öffentlichen Geldern. Ehemaliger Schatzmeister der Stadt. Treibende Kraft im berüchtigten »Straßenpflaster-Syndikats. Durch das »New York Journal entlarvt. Welch wurde in einem kleinen Wald auf Lang Island erhängt aufgefunden. Man nahm Selbstmord an.

Paris, 4. März 1901. Madame Despard. Erstickt. Auch hier vermutete man Selbstmord, bis der Polizei gewisse Informationen zukamen. Von Madame Despard kann nichts Gutes gesagt werden. Sie war eine berüchtigte ›Seelenverkäuferin‹.

Paris, 4. März 1902 (exakt ein Jahr später). Monsieur Gabriel Lanfin, Verkehrsminister. In seiner Karosse mit offenem Fahrersitz im Bois de Boulogne erschossen. Sein Kutscher wurde verhaftet, aber schließlich entlastet. Der Mann schwor, keinen Schuß und auch keinen Schrei von seinem Herrn gehört zu haben. Es regnete zu dem Zeitpunkt, und im Bois befanden sich nur wenige Spaziergänger.

(Es folgten noch zehn weitere Fälle, die alle mit den angeführten Ähnlichkeit hatten - einschließlich der Fälle von Trelovitch und Le Bois.)

Es war ganz zweifellos eine gewaltige Geschichte.

Der Chefredakteur saß in seinem Büro, las sie noch einmal durch und wiederholte: »Wirklich sehr gut.«

Der Reporter - sein Name war Smith - las sie ebenfalls noch einmal, und das Ergebnis seiner Leistung erfüllte ihn mit Stolz.

Der Außenminister las sie im Bett, während er seinen Morgentee trank und überlegte stirnrunzelnd, ob er wohl zuviel gesagt hatte.

Der französische Polizeichef las sie - übersetzt und telegrafisch durchgegeben - in der *Le Temps* und verfluchte wütend den geschwätzigen Engländer, der seine Pläne durcheinanderbrachte.

In Madrid las im ›Cafe de la Paix‹ auf dem Plaza del

Sol Manfred - lächelnd, zynisch und sarkastisch - den drei Männern Auszüge aus dem Artikel vor. Zwei von ihnen schienen sich angenehm zu amüsieren, dem dritten war die Kinnlade heruntergeklappt; sein Gesicht war käseweiß, und in seinen Augen stand Todesfurcht.

2

Irgend jemand - war es Mr. Gladstone? - hat aktenkundig werden lassen, daß es nichts so Gefährliches, nichts so Wütendes und nichts so Erschreckendes gibt wie ein wildes Schaf. Ähnlich ist, wie wir wissen, keine Person so indiskret, so lächerlich geschwätzig und so erstaunlich taktlos wie ein Diplomat, der aus irgendeinem Grund aus dem Gleis geworfen ist.

Es kommt ein Moment, da für diesen Mann - der sich selbst dazu erzogen hat, im Rat der Nationen seine Zunge im Zaum zu halten, und der es gelernt hat, wachsam den geschickt aufgestellten Fallen befriedeter Mächte auszuweichen - die Vorschriften und Gewohnheiten von vielen Jahren vergessen sind, und er sich nur noch menschlich benimmt.

Warum dies so ist, wurde von gewöhnlichen Sterblichen nie erforscht, obschon einige Psychologen, die die psychischen Prozesse ihrer Mitmenschen gewöhnlich erklären können, zweifellos sehr adäquate und überzeugende Gründe für dieses Aus-dem-Gleichgewicht-Geraten anführen.

Sir Philip Ramon war ein sehr eigentümlicher Mensch. Ich bezweifle, daß es irgend etwas auf der großen Welt geben könnte, das ihn von einem Vorhaben abhielte, zu dem er sich einmal durchgerungen hat. Er hatte Charakterstärke, war ein entschlossener Mann mit kantigen Zügen, großmäulig und mit jener gewissen Blauschattierung der Augen, die man bei besonders herzlosen Verbrechern und besonders berühmten Generälen antrifft.

Und doch fürchtete Sir Philip Ramon - wie es sich nur wenige Menschen vorstellen konnten - die Konsequenzen

der Aufgabe, die er sich gestellt hatte.

Es gab Tausende von Menschen, die physisch Helden und moralisch Feiglinge waren, die dem Tod ins Gesicht lachten und in Angst vor persönlichen Schwierigkeiten lebten. Untersuchungsrichter lauschen täglich den Lebens- und den Sterbegeschichten solcher Menschen.

Der Außenminister verkehrte all diese Eigenschaften ins Gegenteil. Brutale Menschen hätten den Minister, ohne zu zögern, als einen Feigling beschrieben - denn er fürchtete sowohl Schmerzen als auch den Tod.

»Wenn Ihnen diese Geschichte so viel Angst macht«, sagte der Premierminister zwei Tage nach der Veröffentlichung der Story im *Megaphone* während der Kabinetsitzung freundlich zu ihm, »warum lassen Sie dann den Gesetzentwurf nicht einfach unter den Tisch fallen? Schließlich gibt es wichtigere Angelegenheiten, mit denen sich das Parlament beschäftigen kann. Und wir nähern uns dem Ende der Sitzungsperiode.«

Ein beifälliges Gemurmel machte die Runde.

»Wir haben eine gute Entschuldigung, die Sache fallenzulassen. Es wird zu einem entsetzlichen Überbordwerfen von Gesetzesvorlagen kommen. Auch Braithwaites Gesetzentwurf für die Arbeitslosen muß vom Tisch. Und weiß der Himmel, was das Land dazu sagen wird.«

»Nein, nein!« Der Außenminister ließ krachend eine Faust auf den Tisch fallen. »Es soll verabschiedet werden. Das ist mein fester Entschluß. Wir brechen sonst unser Wort der Cortes gegenüber, wir brechen es Frankreich gegenüber - kurzum, wir brechen sonst unser Wort jedem Land der ›Union‹ gegenüber. Ich habe das Versprechen abgegeben, diese Verfügung durchzubringen. Wir müssen die Sache bis zum Ende durchstehen, selbst wenn es Tausende von Gerechten und Tausende von

Drohungen geben sollte.«

Der Premierminister hob die Schultern.

»Entschuldigen Sie, wenn ich das sage, Ramon«, bemerkte Bolton, der Kronanwalt, »aber ich habe so das Gefühl, daß es ziemlich indiskret von Ihnen war, der Presse all diese Einzelheiten mitzuteilen. Ja, ja, ich weiß, wir waren übereingekommen, Ihnen freie Hand bei der Abwicklung der Angelegenheit zu lassen, aber irgendwie hatte ich nicht gedacht, daß Sie - nun, wie soll ich sagen? - daß Sie so offenherzig sein würden.«

»Meine Diskretion in dieser Affäre ist kein Thema, das ich jetzt zu diskutieren wünsche, Sir George«, erwiderte Ramon steif.

Als der Kronanwalt etwas später mit dem jugendlich aussehenden Schatzkanzler über den Palace Yard schritt, bemerkte er, ob der Abkanzlung verletzt, plötzlich unvermittelt: »Dummer alter Esel!«

Und der jugendliche Hüter der britischen Finanzen lächelte.

»Um die Wahrheit zu sagen - Ramon hat mordsmäßig Schiß«, meinte er. »Die Geschichte von den ›Vier Gerechte‹ macht schon in allen Klubs die Runde. Ein Mann, den ich zum Lunch im ›Carlton‹ traf, hat mich ziemlich überzeugt, daß wirklich etwas zu befürchten ist. Er klang äußerst ernst. War soeben erst aus Südamerika zurückgekehrt und hatte einiges gesehen, was auf das Konto dieser Männer geht.«

»Was, zum Beispiel?«

»War wohl ein Präsident oder so was von einer dieser kleinen korrupten Republiken... Etwa vor acht Monaten. Er steht auf der Liste. Sie haben ihn gehängt. Eine höchst außergewöhnliche Geschichte. Sie haben ihn mitten in der Nacht aus dem Bett geholt, haben ihn geknebelt, ihm

die Augen verbunden, ihn zum Gefängnis geschleppt, wurden eingelassen, haben ihn auf dem öffentlichen Richtplatz gehängt - und sind entkommen!«

Der Kronanwalt begriff, wie schwierig ein solches Vorgehen sein mußte, und wollte sich eben eingehender erkundigen, als ein Staatssekretär den Schatzkanzler abfing und ihn fortführte.

»Absurd«, murmelte der Kronanwalt ärgerlich.

Man jubelte dem Außenminister zu, als seine Karosse durch die Menge rollte, die die Auffahrt zu seinem Haus säumte. Er war in keiner Weise begeistert, denn Popularität war nicht gerade das, was er sich ersehnte. Instinkтив wußte er, daß man ihm nur zujubelte, weil die Öffentlichkeit die Gefahr erkannt hatte, in der er schwebte; und dieses Wissen ließ ihn frösteln und ärgerte ihn zugleich. Ihm wäre es lieber gewesen, wenn die Leute sich über die Existenz dieser geheimnisvollen Vier lustig gemacht hätten. Das hätte ihm einen gewissen Seelenfrieden gegeben.

Denn obgleich es ihm unwesentlich erschien, ob er beliebt oder unbeliebt war, so glaubte er doch unerschütterlich an die primitiven Instinkte des Pöbels.

In der Wandelhalle des Parlaments war er sofort von eifrigen, ungeduldigen Männern seiner Partei umgeben, die sich teilweise spöttisch, teilweise auch ängstlich zeigten. Alle schrien und verlangten laut nach den letzten Informationen, doch alle hatten auch etwas Angst vor diesem scharfzüngigen Minister.

»Sagen Sie, Sir Philip« - es war der stämmige taktlose Abgeordnete für West Brondesbury -, »was ist denn dran an diesen Drohbriefen, von denen wir da gehört haben? Sicher werden Sie doch nicht von derlei Drohungen Notiz nehmen? Ich bekomme täglich zwei oder drei solcher

Briefe.«

Der Minister entfernte sich ungeduldig von der Gruppe, aber Tester - der Abgeordnete - faßte ihn am Arm.

»Hören Sie...« fing er wieder an.

»Scheren Sie sich zum Teufel!« sagte ihm der Außenminister unmißverständlich und schritt rasch auf sein Zimmer zu.

»Verdammst ü bellaunig, dieser Mann, das steht fest«, erklärte der ehrenwerte Abgeordnete verzweifelt. »Der alte Ramon hat einen mächtigen Bammel, das ist Tatsache. Wegen ein paar Drohbriefen so viel Aufhebens zu machen! Ich bekomme...«

Unterdessen diskutierte eine Gruppe von Abgeordneten im Rauchsalon über die ›Vier Gerechten‹ in höchst unorigineller Manier.

»Es ist einfach unsagbar lächerlich«, bemerkte einer orakelhaft. »Vier Männer - die mythische Zahl Vier! - stellen sich gegen die gesamte Polizei und etablierten Behörden der zivilisiertesten Nation dieser Erde.«

»Ausgenommen Deutschland«, warf Scott, ein anderer Abgeordneter, ein.

»Oh, um Himmels willen, lassen Sie doch Deutschland aus dem Spiel!« bat ihn der erste Sprecher scharf. »Ich wünschte, Scott, wir könnten mal über etwas sprechen, ohne die Überlegenheit der deutschen Einrichtungen anzuführen.«

»Unmöglich«, erklärte Scott vergnügt und stürzte sich auf sein Lieblingsthema. »Bedenken Sie nur, daß die Stahl- und Eisenproduktion pro Kopf der Angestellten auf 43 Prozent angestiegen ist und daß ihre Schiffe...«

»Glauben Sie, daß Ramon den Gesetzentwurf zurückziehen wird?« fragte der dienstälteste Abgeordnete für Aldgate East, um ihn von seinen Statistiken abzubringen.

»Ramon? Der nicht - eher würde er sterben.«

»Es ist eine höchst ungewöhnliche Lage«, meinte Aldgate East.

Und drei Abgeordnete anderer städtischer Wahlbezirke sowie einer aus einem Londoner Vorort und einer aus einer mittelenglischen Stadt nickten und fanden, daß es das war.

»In den alten Zeiten, als der alte Bascoe noch ein junger Abgeordneter war« - Aldgate East deutete auf einen betagten gebeugten Senator mit weißem Bart und weißem Haar, der mühsam auf einen Sitzplatz zusteuerzte -, »in jenen alten Zeiten...«

»Ich dachte, der alte Bascoe hätte beschlossen, nicht zu der Sitzung zu kommen«, platzte ein Zuhörer dazwischen.

»In jenen alten Tagen«, fuhr der Abgeordnete für East End fort, »vor der Fenian-Affäre...«

»... weil wir von Zivilisation reden«, fiel ihm der entthusiastische Scott ins Wort, »Rheinbaken hat letzten Monat im Unterhaus gesagt, Deutschland hat jenen Punkt erreicht, wo...«

»Wenn ich Ramon wäre«, schloß Aldgate East tiefgründig, »dann wüßte ich genau, was ich tun würde. Ich würde zur Polizei gehen und sagen: ›Hören Sie zu...‹«

Eine Glocke bimmelte wütend und anhaltend, und die Abgeordneten hasteten den Korridor entlang.

»Abstimmung - ... Stimmung...«

Nachdem der Punkt neun der Medway-Verbesserungsvorlage zur allgemeinen Zufriedenheit abgehakt worden war, und eine triumphierende Mehrheit von vierundzwanzig noch hinzugefügt hatte: »Oder wie später noch festgesetzt werden kann«, kehrten die getreuen Unterhausabgeordneten wieder zu ihrer unterbrochenen Dis-

kussion zurück.

»Was ich finde - und das habe ich schon immer gefunden«, erklärte einer der einflußreichen Männer mit Nachdruck, »ein Mitglied des Kabinetts muß, wenn es ein wahrer Staatsmann sein will, alle persönlichen Gefühle aus seinen Überlegungen ausschließen.«

»Hört, hört!« rief jemand beiläufig.

»Alle persönlichen Gefühle«, wiederholte der Sprecher. »Er muß die Pflicht dem Staat gegenüber, allen anderen - Überlegungen voranstellen. Sie erinnern sich sicher, was ich neulich abends zu Barrington gesagt habe, als wir über das Haushaltsbudget debattierten? Ich habe gesagt: ›Der sehr ehrenwerte Kollege hat die gewichtigen und fast einmütigen Wünsche der großen Wählergemeinschaft nicht berücksichtigt‹ - und er kann sie auch nicht berücksichtigen. Die Handlungsweise eines Ministers der Krone muß in erster Linie durch das vernünftige Urteilsvermögen der großen Wählerschaft bestimmt werden, deren Feingefühl - nein - ›deren höhere Instinkte‹

- nein - so war es nicht... Auf jeden Fall habe ich sehr deutlich gemacht, was die Pflicht eines Ministers sein würde«, schloß er ein wenig lahm.

»Nun, ich...«, begann Aldgate Hast.

Ein Diener näherte sich mit einem Tablett, auf dem ein grünlich-grauer Umschlag lag.

»Hat irgendeiner von den Gentlemen das hier verloren?« fragte er.

Der Abgeordnete nahm den Brief in die Hand und suchte nach seinem Kneifer.

»*An die Abgeordneten des Unterhauses*«, las er und blickte über seinen Kneifer hinweg auf den Kreis der ihn umgebenden Männer.

»Werbeprospekt«, sagte der stämmige Abgeordnete für

West Brondesbury, der sich der Gruppe zugesellt hatte.

»Ich bekomme Hunderte davon. Erst neulich...«

»Zu dünn für einen Prospekt«, meinte Aldgate East und wog den Brief in seiner Hand.

»Dann irgendein Patentrezept«, mutmaßte die Geistesleuchte aus Brondesbury. »Bekomme jeden Morgen eines. ›Zünden Sie die Kerze nicht an beiden Enden an!‹ und all so 'n Quatsch. Letzte Woche hat mir...«

»Öffnen Sie ihn!« schlug einer vor. Und der Abgeordnete gehorchte. Er las ein paar Zeilen und wurde rot.

»Das ist die Höhe!« japste er und las dann laut:

»*Bürger!*

Die Regierung ist dabei, ein Gesetz zu verabschieden, das Männer, die Patrioten und dazu bestimmt sind, die Retter ihres Landes zu werden, der verbrecherischsten Regierung der Neuzeit ausliefert. Wir haben den für dieses Gesetz (Name desselben am Rande) zuständigen Minister informiert, daß mir ihn mit Sicherheit töten werden, es sei denn, er zieht diesen Gesetzentwurf zurück.

Wir verabscheuen es, zu dieser extremen Maßnahme greifen zu müssen, da wir wissen, daß er im Grunde ein rechtschaffener und tapferer Mann ist. Und aus dem Wunsch heraus, unser Versprechen nicht erfüllen zu müssen, bitten wir die Abgeordneten des britischen Parlaments, ihren ganzen Einfluß geltend zu machen und die Rücknahme des Gesetzentwurfs zu erzwingen.

Wenn wir gemeine Mörder oder plumpe Anarchisten wären, so könnten wir mit Leichtigkeit blind und wahllos an den Mitgliedern des Unterhauses Rache nehmen. Zum Beweis dafür -und damit Sie sehen, daß es uns ernst ist, und wir keine leeren Drohungen machen -, bitten wir Sie, unter den Tisch in der Nähe der Wandnische in diesem

Zimmer zu schauen. Dort werden Sie einen Apparat entdecken, dessen Sprengladung ausreicht, um den größten Teil dieses Gebäudes zu zerstören.

Die vier Gerechten

Postskriptum: Wir haben weder eine Sprengkapsel noch eine Zündschnur montiert, so daß Sie sorglos mit dem Apparat umgehen können.«

Im Verlauf der Verlesung dieses Briefes wurden die Gesichter der Zuhörer immer bleicher.

Der Tonfall dieses Briefes hatte etwas sehr Überzeugendes, und instinktiv huschten alle Blicke zu dem Tisch in der Nähe der Wandnische hin.

Ja, dort stand etwas, etwas Viereckiges, Schwarzes. Die Gruppe der Gesetzgeber wich zurück. Einen Moment lang stand sie noch wie gebannt da, dann stürzten alle wie verrückt auf die Tür zu.

»War es ein Schabernack?« fragte der Premierminister ängstlich.

Aber der hastig von Scotland Yard herbeizitierte Sachverständige schüttelte den Kopf. »Genau, wie es im Brief stand«, sagte er ernst. »Keine Zündschnur.«

»War es wirklich...«

»Genug, um das Parlament in die Luft zu sprengen, Sir«, war die Antwort.

Der Premierminister schritt mit besorgter Miene in seinem Privatzimmer auf und ab. Einmal blieb er stehen und starre trübsinnig aus dem Fenster, durch das er auf eine Terrasse sah, auf der sich eine Menge aufgeregter Politiker drängte, die alle wild gestikulierten und offensichtlich alle zur gleichen Zeit zu sprechen schienen.

»Sehr, sehr ernst - sehr, sehr ernst«, murmelte er. Und dann laut: »Wir haben schon so viel ausgeplaudert, daß

wir ebensogut auch damit fortfahren können. Informieren Sie die Zeitungen über die Ereignisse dieses Nachmittags so umfassend, wie Sie das für nötig halten! Geben Sie ihnen den Text des Briefes!«

Er drückte auf einen Knopf, und sein Sekretär trat lautlos ein.

»Schreiben Sie dem Commissioner, er soll für die Verhaftung des Mannes, der dieses Ding hier zurückgelassen hat, eine Belohnung von tausend Pfund aussetzen! Und jeder Komplize soll straffrei ausgehen und ebenfalls die Belohnung bekommen!«

Der Sekretär zog sich wieder zurück, und der Sachverständige von Scotland Yard wartete.

»Haben Ihre Leute herausgefunden, wie dieser Apparat hier hereingelangt ist?«

»Nein, Sir. Die Polizeibeamten wurden alle abgelöst und einzeln verhört. Sie erinnern sich weder einen Fremden das Parlamentsgebäude betreten noch verlassen gesehen zu haben.«

Der Premierminister schürzte nachdenklich die Lippen.

»Danke«, sagte er schließlich einfach.

Der Sachverständige entfernte sich.

Auf der Terrasse teilten sich Aldgate East und der redegewandte Abgeordnete die Ehre.

»Ich muß doch ganz in der Nähe von dem Ding gestanden haben«, sagte der letztere eindrucksvoll. »Ich kann Ihnen sagen, es überläuft mich eiskalt, wenn ich daran denke. Erinnern Sie sich an Meilin? Als ich die Pflichten eines Ministerpostens näher...«

»Ich habe den Diener, als er den Brief brachte, gefragt: ›Wo haben Sie ihn gefunden?‹« erzählte der Abgeordnete für Aldgate einem interessierten Kreis. »›Auf dem Boden, Sir‹, hat er geantwortet. Ich hatte gedacht, es wäre

irgendeine Arzneimittelreklame und wollte den Brief an sich nicht öffnen, aber irgend jemand...«

»Das war ich!« rief der stämmige Gentleman aus Brondesbury stolz. »Erinnern Sie sich, daß ich gesagt habe...«

»Ich habe nur gewußt, daß es jemand war«, fuhr Aldgate East huldvoll fort. »Ich habe den Brief geöffnet und die ersten paar Zeilen gelesen. ›Du meine Güte!‹ habe ich ausgerufen...«

»Sie haben gesagt: ›Das ist die Höhe!‹« korrigierte ihn Brondesbury.

»Nun, ich weiß nur, daß es etwas in der Art war«, räumte Aldgate Hast ein. »Ich habe ihn gelesen - und Sie werden bestimmt verstehen, daß ich erst buchstäblich nicht begriff, was das bedeuten sollte. Nun...«

Die drei reservierten Sperrsitze in der ›Star Music Hall‹ in der Oxford Street wurden nacheinander besetzt.

Punkt halb sieben Uhr erschien Manfred, unauffällig gekleidet. Um acht Uhr kam Poiccart, ein ziemlich wohlhabender mittelalter Gentleman. Und um halb neun kreuzte Gonsalez auf und fragte in perfektem Englisch nach einem Programm. Er setzte sich zwischen die beiden anderen.

Während sich das Publikum auf den hintersten Plätzen im Parkett und auf der Galerie anlässlich eines patriotischen Liedes heiser brüllte, wandte sich Manfred lächelnd Leon zu und sagte: »Ich habe es in den Abendblättern gelesen.«

Leon nickte rasch.

»Es hätte fast Schwierigkeiten gegeben«, wisperte er. »Als ich hereinkam, sagte jemand: ›Ich dachte, der alte Bascoe hätte beschlossen, nicht zu der Sitzung zu kommen und einer von ihnen wäre fast auf mich zugekommen, um mit mir zu sprechen.«

3

Wenn man behauptet, England wurde durch den außergewöhnlichen Vorfall im Unterhaus in seinen Grundfesten erschüttert - um nur mehr als einen Leitartikel zu diesem Thema zu zitieren - , so würde man damit den Sachverhalt genau beschreiben.

Die erste Mitteilung von der Existenz der ›Vier Gerechten‹ war mit verzeihlichem Spott aufgenommen worden, insbesondere von jenen Zeitungen, die zu spät kamen mit ihren ersten Nachrichten.

Nur der *Daily Megaphone* hatte wirklich und ernsthaft erkannt, wie real die Gefahr war, die den Minister, der für das anstoßerregende Gesetz verantwortlich war, bedrohte. Jetzt jedoch konnten selbst die größten Spötter die Bedeutung der Botschaft nicht ignorieren, die bis in das Herz der am strengsten bewachtesten Institution Großbritanniens vorgedrungen war.

Die Story des ›Bombenattentats‹ füllte die Seiten aller Zeitungen im ganzen Land, und die letzte waghalsige Operation der Vier wurde auf der gesamten britischen Insel mit Plakaten bekanntgegeben.

Geschichten - meistens zweifelhaften Ursprungs - über die Männer, die für die jüngste Sensation verantwortlich waren, sprossen täglich neu aus dem Boden, und die Menschen, wo immer sie sich auch begegneten, hatten keinen anderen Gesprächsstoff als das seltsame Quartett, das das Leben der Mächtigen in ihren hohlen Händen zu halten schien.

Seit den Tagen der Fenian-Unruhen war die Öffentlichkeit noch nie so von der Sorge erfüllt gewesen, wie während der zwei Tage, die dem Auftauchen des ›Blindgän-

gers<, wie eine Zeitung die Bombe treffend benannte, im Unterhaus folgten.

Wahrscheinlich war es nicht die gleiche Art von Sorge, denn man glaubte allgemein - was aus den Briefen eindeutig hervoring -, daß die Vier nur einen einzigen Mann bedrohten.

Die erste Ankündigung ihrer Absichten hatte weitverbreitetes Interesse erregt. Doch die Tatsache, daß die Drohung von einer kleinen französischen Stadt aus ausgestoßen worden war und die Gefahr folglich noch sehr weit entfernt lag, hatte die Drohung irgendwie ihrer Aussagekraft beraubt. Das lag an den nebulösen Schlußfolgerungen eines ungeographisch denkenden Volkes, das sich nicht klarmachte, daß Dax nicht weiter von London entfernt war als Aberdeen.

Doch jetzt hatte der geheime Terror in der Metropole selbst Quartier bezogen. Jeder Mann, der uns auf der Straße anrempelt, könnte einer der Vier sein, argumentierte London mit mißtrauischen Seitenblicken - und wir sind kein bißchen klüger.

Gewaltige, finster aussehende Plakate schmückten nackte Wände und bedeckten jedes Schwarze Brett der Polizei in voller Breite.

1000 PFUND BELOHNUNG!

Am 18. August wurde etwa gegen vier Uhr dreißig nachmittags eine Höllenmaschine im Rauchsalon der Abgeordneten von irgendeiner oder mehreren unbekannten Personen abgestellt.

Es besteht Grund zu der Annahme, daß die Person oder die Personen, die mit der Aufstellung der oben genannten Maschine etwas zu tun haben, Mitglieder einer organi-

sierten Verbrecherbande sind, bekannt als >Die vier Gerechten<, gegen die wegen vorsätzlichen Mordes in London, Paris, New York, New Orleans, Sattle (USA), Barcelona, Tomsk, Belgrad, Oslo, Kapstadt und Caracas Haftbefehle erlassen worden sind.

Die oben genannte Belohnung wird von der Regierung Seiner Majestät an jede Person oder alle Personen gezahlt, die Informationen liefern, die zur Verhaftung einer oder aller Personen der Gruppe führen, die sich selbst >Die vier Gerechten< nennt, und mit der zuvor erwähnten Bande identisch ist.

Weiterhin wird jedem Mitglied der Bande für eine derartige Information Straferlaß zugesichert und die Belohnung ausgezahlt, vorausgesetzt, daß die Person, die diese Information liefert, weder einen der nachfolgenden Morde begangen hat noch vor oder nach der Tat als Komplize aufgetreten ist.

*Ryday Montgomery, Innenminister Seiner Majestät.
J. B. Calfort, Polizeichef.*

(Es folgte eine Liste von sechzehn Verbrechen, die den vier Männern zur Last gelegt wurden.)

Gott schütze den König!

Den ganzen Tag über bildeten sich Menschentrauben vor den Plakaten und verdauten das verlockende Angebot.

Das große Geschrei, das um dieses Verbrechen gemacht wurde, war ungewöhnlich, und die Verbrecherjagd unterschied sich von all jenen, die den Londonern sonst bestens bekannt waren. Es fehlte, zum Beispiel, die Beschreibung der gesuchten Männer; es fehlten Porträts,

anhand derer man sie hätte identifizieren können; und es gab keine stereotypen Hinweise wie: Als er zuletzt gesehen wurde, trug er einen dunkelblauen Serge-Anzug, eine Wollstoffmütze, eine karierte Krawatte - worauf der Suchende sein Augenmerk bei den Passanten hätte richten können. Es war eine Suche nach vier Männern, die noch nie jemand mit Bewußtsein gesehen hatte, eine Jagd auf ein Irrlicht, ein Herumtappen im Dunkeln nach vagen Schatten.

Detective Superintendent Falmouth, der kein Blatt vor den Mund nahm (er hatte einst einer Persönlichkeit von königlichem Geblüt brüsk erklärt, daß er hinten im Kopf keine Augen hätte), setzte dem Assistant Commissioner genau auseinander, was er von der Sache hielt.

»Man kann keine Menschen schnappen, wenn man nicht die leiseste Ahnung hat, nach wem oder was man Ausschau hält. Nach allem, was wir wissen, könnten es Frauen sein - oder Chinesen oder Neger. Sie könnten groß oder klein sein. Sie könnten... Wir kennen ja nicht einmal ihre Nationalität! Sie haben fast in jedem Land auf der ganzen Welt Verbrechen begangen. Sie sind keine Franzosen, weil sie einen Mann in Paris getötet haben, und sie müssen auch nicht Yankees sein, nur weil sie Richter Anderson erdrosselt haben.«

»Die Schrift?« fragte der Commissioner und wies auf das Bündel Briefe in seiner Hand.

»Romanisch. Aber das kann ein Täuschungsmanöver sein. Und angenommen, es ist nicht so? Es gibt keinen Unterschied zwischen der Handschrift eines Franzosen, eines Spaniers, eines Portugiesen, eines Italieners, eines Südamerikaners oder eines Kreolen. Und wie ich bereits sagte, sie könnte verstellt sein - was wahrscheinlich der Fall ist.«

»Was haben Sie veranlaßt?« fragte der Commissioner.

»Wir haben alle verdächtigen Subjekte, die uns bekannt sind, einkassiert. Wir haben ›Little Italy‹ gesäubert, Bloomsbury durchkämmt, haben uns in Soho umgesehen und alle Siedlungen durchsucht. Letzte Nacht haben wir in einer Gegend in Nunhead eine *Razzia* veranstaltet. Dort unten wohnen eine Menge Armenier. Aber...«

Hoffnungslosigkeit spiegelte sich im Gesicht des Kripo-beamten.

»Wahrscheinlicher wäre es noch, daß wir sie in einem renommierten Hotel aufstöbern«, fuhr er fort. »Falls sie so dumm wären, zusammenzukleben. Doch Sie können sicher sein, daß alle getrennt wohnen und sie sich ein- oder zweimal pro Tag an einem obskuren Ort treffen.«

Er hielt kurz inne und trommelte abwesend mit seinen Fingern auf die Platte des großen Schreibtisches, an dem er und sein Vorgesetzter saßen.

»Wir haben de Courville eingesetzt«, nahm er schließlich den Faden wieder auf. »Er hat sich die Soho-Bande vorgenommen, und, was noch wichtiger ist, hat mit seinem Spitzel gesprochen, der unter denen lebt. Es ist keiner von denen, das kann ich beschwören. Oder zumindest er beschwört es, und ich akzeptiere sein Wort.« Der Commissioner schüttelte traurig den Kopf. »Sie sind in schrecklichen Schwülten in der Downing Street«, sagte er. »Sie wissen nicht, was als Nächstes passieren wird.«

Mr. Falmouth erhob sich mit einem Seufzer und strich über die Krempe seines Hutes.

»Schöne Zeiten, die wir da vor uns haben«, bemerkte er paradoxerweise.

»Was denkt die Bevölkerung über die Sache?« fragte der Commissioner.

»Haben Sie nicht die Zeitungen gelesen?«

Das Schulterzucken des Commissioners war wenig schmeichelhaft für den britischen Journalismus. »Die Zeitungen! Wer, in Himmels Namen, nimmt auch nur die geringste Notiz von dem, was in den Zeitungen steht?« fragte er gereizt.

»Ich, zum Beispiel«, erwiederte der Kripobeamte ruhig. »Die Zeitungen werden sehr häufig von der Bevölkerung dirigiert. Es scheint mir - in aller Kürze gesagt - , daß eine Zeitung so schreiben muß, daß die Leute sagen: Das ist gescheit - das habe ich auch schon die ganze Zeit gesagt.«

»Aber was ist mit den Leuten selbst? Hatten Sie schon eine Gelegenheit, herauszubekommen, was sie denken?«

Detective Falmouth nickte.

»Ich habe mich erst heute abend mit einem Mann im Park unterhalten - einem Lehrer, dem Aussehen nach, und vermutlich intelligent. ›Was halten Sie von diesen ›Vier Gerechten‹?‹ fragte ich ihn. ›Das ist eine sehr sonderbare Geschichte‹, hat er erwidert. ›Glauben Sie, da ist was dran?‹ Und das ist alles, was die Öffentlichkeit darüber denkt«, schloß der Polizeibeamte empört.

So sorgenvoll man in Scotland Yard war, in der Heet Street zitterte man vor angenehmer Erregung. Hier waren das alles in der Tat große Neuigkeiten. Neuigkeiten, die man zweispältig bringen konnte, mit fettgedruckten Überschriften hinausposaunen konnte, mit reißerischen Plakaten verbreiten konnte - durch Statistiken veranschaulicht, erläutert und durchleuchtet.

Ist es die Mafia? fragte der *Comet* marktschreierisch und schickte sich an, zu beweisen, daß sie es war.

Die *Evening World*, deren redaktioneller Geist noch liebenvoll in den sechziger Jahren weilte, wies sanft auf eine ›Vendetta‹ hin und führte als Beispiel ›Die korsischen

Brüden an.

Der *Megaphone* hielt sich an die Geschichte von den ›Vier Gerechten‹ und druckte ganze Seiten lang die Details ihrer ruchlosen Taten. Aus Bergen vergilbter und verstaubter Zeitungen Europas und Amerikas grub er die genauen Umstände eines jeden Mordes aus. Er brachte die Porträts der Ermordeten und schilderte ihre Karrieren; und obgleich er in keiner Weise die Straftaten der Vier beschönigte, so gab er doch korrekt und sachlich die Lebensgeschichten der Opfer bekannt und veranschaulichte, was für Menschen sie gewesen waren.

Er sichtete die Stöße von Beiträgen, die die Redaktion überfluteten, indessen sehr wachsam. Denn eine Zeitung, die das Stigma ›sensationslüstern‹ trägt, übt sehr viel mehr Vorsicht als seine gemäßigteren Konkurrenten. In der Zeitungswelt wird eine fade Lüge selten entlarvt, aber eine interessante Übertreibung treibt einen fantasielosen Rivalen zu hysterischen Denunziationen.

Und Anekdoten über die ›Vier Gerechten‹ strömten nur so herein. Denn plötzlich hatte - wie auf ein Zauberwort hin - jeder freiberufliche Mitarbeiter, jeder Literat, der sich persönliche Notizen machte, einfach jeder, der überhaupt etwas mit Schreiben zu tun hatte, entdeckt, daß er mit den Vieren eigentlich schon sein ganzes Leben lang auf recht vertrautem Fuße gestanden hatte.

Als ich in Italien war, schrieb der Autor von ›Come Again‹ (Hackworth Press, 6s.; ›leicht angestaubt‹ Farringdon Book Mart, 2d.), hörte ich eine merkwürdige Geschichte über diese Mordbuben, wie ich mich jetzt erinnere...

Oder:

Kein Platz in London ist für diese vier Bösewichte besser als Versteck geeignet als Tidal Basin, schrieb ein an-

derer Gentleman, der in die obere, **echte** Ecke seines Manuskriptes den Namen Collins geklebt hatte. *Tidal Basin war zur Regierungszeit von Charles II. bekannt als...*

»Wer ist Collins?« fragte der Herausgeber des *Megaphone* seinen fleißigen Chefredakteur.

»Ein Zeilenschreiber«, erklärte der Redakteur matt und machte damit deutlich, daß auch der moderne Journalismus die kunterbunte Mannschaft der Mitarbeiter nicht aus ihrem hart erkämpften Feld drängen konnte. »Er verfaßt Berichte übers Polizeigericht - Brände, gerichtliche Leichenschauen und derlei Sachen. Seit jüngstem hat er sich der Literatur zugewandt und schreibt malerische Skizzen über das alte London und Epen über die berühmten Grabdenkmäler von Hornsey und noch mehr.«

Überall in der Zeitungsredaktion ging es ähnlich zu. Jede Depesche, die eintraf, jede auch noch so kleinste Information, die auf den Tisch der Redakteure flatterte, trug den Stempel der drohenden Tragödie, die in den Gehirnen aller Menschen herumspukte. Sogar die Polizeiberichte enthielten Anspielungen auf die Vier. Einem nächtlichen Saufkumpf und Ruhestörer hatte die ›Geschichte‹ als Rechtfertigung gedient.

»Der Junge ist immer anständig gewesen«, sagte die Mutter eines mißratenen Laufburschen mit Tränen in den Augen. »Erst seit er diese schrecklichen Geschichten über die ›vier Fremden‹ gelesen hat, ist er so geworden.«

Und der Friedensrichter sah sich gezwungen, nachsichtig zu verfahren.

Nur Sir Philip Ramon, der eigentlich am meisten an der Aufdeckung des Komplotts hätte interessiert sein müssen, schien allem Anschein nach am wenigsten beunruhigt.

Er lehnte jedes weitere Interview ab, ja, er weigerte sich sogar, mit dem Premierminister die Möglichkeit eines Attentats zu erörtern, und seine Antwort auf die aus allen Teilen des Landes kommenden teilnahmsvollen Briefe, von Menschen, die ihm ihre Wertschätzung ausdrückten, war eine Bekanntmachung in der *Morning Post*, in der er seine Briefkorrespondenten darum bat, doch Abstand davon zu nehmen, ihn weiterhin mit Ansichtskarten zu belästigen, die bei ihm nur im Papierkorb landen würden.

Er hatte daran gedacht, außerdem auch noch seine Absicht bekanntzugeben, daß er das Gesetz um jeden Preis im Parlament durchbringen würde, wovon ihn nur die Angst abgehalten hatte, zu theatralisch zu wirken.

Falmouth gegenüber, dem natürlich die Aufgabe zugefallen war, den Außenminister vor jeglichem Schaden zu bewahren, benahm sich Sir Philip ungewöhnlich wohlwollend, und gelegentlich gewährte er dem scharfsinnigen Beamten sogar einen Blick in sein Inneres und enthüllte ihm die Angst, in der ein bedrohter Mann lebte.

»Glauben Sie, daß irgendeine Gefahr besteht, Superintendent?« fragte er ihn immer wieder.

Und der Beamte, ein wackerer Verteidiger einer unfehlbaren Polizei, beruhigte ihn nachdrücklich.

»Was hat es schon für einen Sinn, einen Menschen in Angst und Schrecken zu versetzen, der sich bereits schon zu Tode fürchtet?« debattierte er mit sich selbst. »Wenn nichts passiert, dann wird er sehen, daß ich aufrichtig gewesen bin, und wenn... Wenn... Nun, er wird nicht in der Lage sein, mich einen Lügner zu nennen.«

Sir Philip war für den Detective eine Quelle ständigen Interesses. Ein- oder zweimal mußte Falmouth seine Gedanken verraten haben.

Denn der Außenminister, der ein bemerkenswert ge-

scheiter Mann war, hatte, als er einen neugierigen Blick des Polizeibeamten auffing, scharf bemerkt: »Sie wundern sich, warum ich trotz der Gefahr das Gesetz durchbringen will? Nun, es wird Sie überraschen, zu erfahren, daß ich die Gefahr weder kenne noch sie mir vorstellen

kann. Ich habe niemals in meinem Leben physische Schmerzen kennengelernt, und trotz der Tatsache, daß ich ein krankes Herz habe, hat mir niemals auch nur irgend etwas weh getan. Wie der Tod aussehen wird, welche Qualen oder welchen Frieden er bereithält, das ist für mich nicht vorstellbar. Ich folge der Lehre Epiktets, der gesagt hat, die Todesangst würde nur durch die impertinente Anmaßung, Kenntnis über das Jenseits zu haben, entstehen, und wir hätten keinerlei Grund, zu glauben, die Bedingungen danach seien übler als die gegenwärtigen. Ich habe keine Angst vor dem Tod - ich fürchte mich nur vor dem Sterben an sich.«

»So ist es, Sir«, murmelte der mitfühlende, aber vollkommenverständnislose Detective, der kein Gespür für derart feine Unterschiede hatte.

»Zwar«, fuhr der Minister fort - er saß in seinem Arbeitszimmer am Portland Place -, »kann ich mir den exakten Prozeß der Auflösung nicht vorstellen, doch weiß ich dagegen aus Erfahrung, wie die Folgen eines Wortbruchs den Regierungschefs anderer Länder gegenüber aussehen. Und ich habe ganz und gar nicht die Absicht, einen Grundstock für zukünftige Schwierigkeiten zu legen, nur aus Furcht vor etwas, das vergleichsweise letztlich unbedeutend sein könnte.«

Eine Argumentation, die hinreichend verriet, was die gegenwärtige Opposition zu bezeichnen beliebte als: »Den gewundenen Geist des sehr ehrenwerten Kollegen.«

Und Inspektor Falmouth, der mit allen Anzeichen der Aufmerksamkeit lauschte, gähnte innerlich und überlegte, wer Epiktet wohl gewesen sein mochte.

»Ich habe alle nur möglichen Vorsichtsmaßnahmen getroffen, Sir«, sagte er in die Pause hinein, die diesem Glaubensbekenntnis folgte. »Ich hoffe, Sie haben nichts dagegen, wenn Ihnen ein, zwei Wochen lang einige meiner Männer folgen. Und ich bitte Sie um die Erlaubnis,

zwei oder drei Beamte hier im Haus postieren zu dürfen, solange Sie sich darin aufhalten, und natürlich werden auch im Außenministerium etliche Männer Posten beziehen.«

Sir Philip drückte sein Einverständnis aus, und als er später mit dem Detective in einer geschlossenen Droschke ins Parlament fuhr, registrierte er die Männer auf Rädern vor und zu beiden Seiten der Karosse und zwei einfache Kutschen, die ihnen in den Palace Yard folgten.

In dem nur spärlich gefüllten Unterhaus erhob sich Sir Philip von seinem Platz und gab bekannt, daß er die zweite Lesung des Ausländer-Auslieferungs-Gesetzes (Politische Straftäter) auf Dienstag in acht Tagen verschieben würde, das hieß, um genau zu sein, sie würde in zehn Tagen stattfinden.

Manfred traf an jenem Abend Gonsalez in den North Tower Gardens und machte auf die märchenhafte Pracht der Crystal-Palace-Anlagen bei Nacht aufmerksam.

Eine Kapelle des Gardekorps' spielte die Ouvertüre zu Tannhäuser, und die beiden Männer unterhielten sich über Musik.

Doch dann...

»Was ist mit Thery?« fragte Manfred.

»Poiccart ist heute mit ihm zusammen. Er zeigt ihm die

Sehenswürdigkeiten.«

Sie lachten beide.

»Und Sie?« fragte Gonsalez.

»Ich hatte einen interessanten Tag. Ich habe jenen köstlich naiven Detective im Green Park getroffen, und er hat mich gefragt, was ich von uns halten würde.«

Gonsalez machte eine Bemerkung zu der Passage in g Moll, und Manfred nickte und überließ sich dem Takt der Musik.

»Sind wir soweit?« fragte Leon leise.

Manfred fuhr fort zu nicken und pfiff leise den Satz mit. Er verstummte beim letzten Crescendo der Kapelle und schloß sich dem Applaus für die Musiker an.

»Ich habe was gefunden«, sagte er, während er immer noch klatschte. »Wir sollten bald zusammenkommen.«

»Ist alles da?«

Manfred sah seinen Begleiter an und zwinkerte mit einem Auge. »Fast alles.«

Die Kapelle spielte die Nationalhymne, und die beiden Männer erhoben sich und nahmen ihre Kopfbedeckungen ab.

Die Menschenmenge, die sich um die Kapelle gedrängt hatte, verschmolz langsam mit der Dunkelheit, und auch Manfred und sein Begleiter schickten sich an, zu gehen.

Tausende von Glühbirnen durchzogen das Gelände, und in der Luft hing ein starker Gasgeruch.

»Auf diese Weise diesmal nicht?«

Gonsalez hatte eher gefragt als eine Feststellung getroffen.

»Ganz sicher nicht auf diese Weise«, erwiderte Manfred bestimmt.

4

Als in der *Newspaper Proprietär* ein Inserat erschien, in dem stand:

Zu verkaufen: Alteingesessene Zinkgravieranstalt mit hervorragendem neuen Inventar und einem Chemikalien-lager...

sagte jeder in der Druckereibranche sofort: »Das ist Etheringtons'«.

Für den Uneingeweihten ist eine Fotogravur-Anstalt ein Ort mit Kreissägen, Bleischnitzeln, lärmigen Drehbänken und großen, lichtstarken Bogenlampen.

Für den Eingeweihten ist eine Fotogravur-Anstalt ein Ort, an dem Kunstwerke durch fotomechanische Übertragung auf Zinkplatten kopiert werden; diese Zinkplatten werden dann nachfolgend zum Druck verwendet.

Für die sehr Eingeweihten in der Druckereibranche gehörte Etheringtons' zu den schlechtesten Anstalten dieser Art; man produzierte dort die wohl unansehnlichsten Bilder zu einem Preis, der noch leicht über dem Durchschnitt lag.

Etheringtons' wurde seit drei Monaten zum Verkauf angeboten (im Auftrag der Treuhänder), aber bisher waren noch keine Angebote eingegangen. Das lag zum Teil daran, daß die Anstalt zu weit von der Fleet Street entfernt lag (sie befand sich in der Carnaby Street), zum Teil auch an dem verwahrlosten Zustand des Inventars (was beweist, daß selbst ein amtlich bestellter Treuhänder, wenn er eine Anzeigenkampagne startet, keine Moral kennt).

Manfred, der sich mit dem Treuhänder in der Carey Street unterhielt, erfuhr, daß die Firma entweder gepachtet oder gekauft werden konnte - und zwar in jedem Fall

sofort; außerdem, daß sich im oberen Stock des Hauses Räumlichkeiten befanden, die ganzen Generationen von Hausverwaltern als Wohnung gedient hatten, und daß als Garantie eine Bankreferenz ausreichte.

»Ein ziemlich Verrückter«, sagte der Treuhänder bei einer Gläubigerversammlung. »Er glaubt, er könnte ein Vermögen damit machen, wenn er Fotogravuren von Mu-ri-lio zu einem Preis herstellt, der auch für diejenigen erschwinglich ist, die kein Kunstverständnis haben. Er hat mir erzählt, daß er eine kleine Gesellschaft gründen will, um die Firma weiterzuführen. Und sobald diese Gesellschaft gegründet ist, kauft er den ganzen Betrieb.«

Und tatsächlich schrieben noch an demselben Tag ein gewisser Thomas Brown, Kaufmann, Arthur W. Knight, ein Mann von Stand, James Selkirk, Künstler, Andrew Cohen, Finanzmakler und James Leech, Künstler, an den Registratur der ›Joint Stock Companies‹ mit der Bitte, eine Gesellschaft mit beschränkter Haftung gründen zu dürfen, mit der Absicht, als Fotograveure eine Firma zu führen, zu welchem Zweck jeder einzeln mit seinem Namen die Aktienanteile gegenzzeichnete.

(Übrigens war Manfred ein großer Künstler.)

Fünf Tage vor der zweiten Lesung des Ausländer-Auslieferungs-Gesetzes hatte die Gesellschaft ihre neuen Räumlichkeiten bezogen und bereitete sich auf den Start der Firma vor.

»Als ich vor Jahren zum erstenmal nach London kam«, sagte Manfred, »habe ich gelernt, daß man seine Identität am leichtesten geheimhalten kann, wenn man sich hinter einer öffentlich-rechtlichen Gesellschaft verbirgt. Hinter dem Wort ›G.m.b.H.‹ steht eine ganze Welt der Solidität, und der Pomp und die Begleitumstände eines Direktor-postens einer solchen Gesellschaft zerstreuen jeden Ver-

dacht, ebenso wie sie Aufmerksamkeit erregen.«

Gonsalez druckte eine hübsche Bekanntmachung, auf der zu lesen war, daß das ›Fine Arts Reproduction Syndicate‹ seinen Betrieb am 1. Oktober eröffnen würde, und einen zweiten hübschen Anschlag, in dem er bekannt gab, daß ›keine Fachkräfte benötigt würden‹, und eine dritte knappe Notiz, die besagte, daß Kunden nur nach vorheriger Anmeldung empfangen werden könnten und alle Briefe an den Direktor adressiert sein müßten.

Es war ein Haus mit schlichter Fassade und einem tief-führenden Kellergeschoß, in dem sich das heruntergewirtschaftete Inventar des liquidierten Graveurs stapelte. Im Erdgeschoß waren die Büros gewesen, die von schlecht gepflegten, abgestoßenen Möbeln und schmutzigen Aktenstößen beherrscht wurden.

Überall stieß man auf Ablegefächer, die mit alten Platten, mit verstaubten Rechnungen und all dem Abfall angefüllt waren, der sich in einem Büro ansammelte, dessen Sekretär mit seinem Gehalt im Rückstand war.

Der erste Stock war die Werkstatt gewesen, der zweite war als Lager benutzt worden, und auf der dritten und interessantesten Etage standen die riesigen Kameras und starken Bogenlampen, die ein so wichtiges Zubehör in so einem Geschäft waren. Im rückwärtigen Teil des Hauses befanden sich auf demselben Stockwerk die drei kleinen Zimmer, in denen auch der letzte Hausverwalter gewohnt hatte. In einem dieser Räume saßen - zwei Tage nach der Übernahme des Geschäftes - die vier Männer aus Cadiz. Der Herbst war in diesem Jahr früh gekommen. Es war kalt draußen, und der Regen peitschte durch die Straßen. Das Feuer, das in dem georgianischen Kamin brannte, schaffte eine gemütliche Atmosphäre.

Nur dieser eine Raum war aufgeräumt und gesäubert

worden und mit den besten Möbeln aus dem Haus ausstaffiert. Auf dem tintenbeklecksten Schreibtisch, der in der Mitte des Zimmers stand, lagen noch die Reste eines ziemlich luxuriösen Mahles verstreut.

Gonsalez las in einem kleinen, roten Buch, und man könnte hinzufügen, daß er eine goldgeränderte Brille trug. Poiccart saß an einer Ecke des Tisches und skizzerte irgend etwas, Manfred rauchte eine lange, dünne *Zigarette* und studierte den Preiskatalog eines Chemiewerkes. Nur Thery - oder Saimont, wie manche ihn lieber nannten - tat nichts. Er hockte brütend vor dem Feuer, spielte mit seinen Fingern und starnte abwesend auf die lodernden kleinen Flammen im Kamin.

Man unterhielt sich nur sehr sporadisch, da alle mit anderen Gedanken beschäftigt waren.

Thery zog indessen die Aufmerksamkeit aller drei auf sich, indem er auf die ›Sache‹ zu sprechen kam. Er wandte sich plötzlich von dem Feuer ab und fragte impulsiv: »Wie lange werde ich hier noch gefangengehalten?«

Poiccart blickte von seiner Zeichnung auf und bemerkte: »Das fragt er nun schon zum drittenmal heute.«

»Sprechen Sie spanisch!« schrie Thery hitzig. »Ich habe diese neue Sprache satt. Ich kann sie nicht verstehen - genausowenig wie ich Sie alle verstehen kann.«

»Sie werden warten, bis die Aktion beendet ist«, sagte Manfred im abgehackten andalusischen Dialekt. »Das haben wir Ihnen bereits gesagt.«

Thery brummte und wandte sein Gesicht wieder dem Kamin zu.

»Ich habe dieses Leben satt«, murmelte er mürrisch. »Ich möchte ohne Bewacher herumspazieren. Ich möchte nach Jerez zurück, wo ich ein freier Mann gewesen bin. Es tut mir leid, daß ich überhaupt weggegangen bin.«

»Mir auch«, sagte Manfred ruhig. »Ich hoffe nur um Ihr retwegen, daß es mir nicht noch sehr leid tun muß.«

»Wer sind Sie alle?« platzte Thery nach einem Moment des Schweigens heraus. »Was sind Sie? Warum wollen Sie töten? Sind Sie Anarchisten? Wieviel Geld bekommen Sie für diese Sache? Ich möchte das wissen!«

Weder Poiccart, noch Gonsalez, noch Manfred verübelten ihrem neuen Mitglied den herrischen Ton. Gonsalez' glattrasiertes scharfgeschnittenes Gesicht zuckte vor Vergnügen, und seine kalten blauen Augen verengten sich.

»Perfekt! Perfekt!« rief er aus und studierte das Gesicht des anderen Mannes. »Spitze Nase, niedrige Stirn und *articulorum se ipsos torquentium sonus. Gemitus, mugitusque parum explanatis...*«

Der Physiognom hätte vielleicht noch weitergemacht mit Senecas Beschreibung des ›wütenden Mannes‹, aber Thery war aufgesprungen und starrte die drei finster an.

»Wer sind Sie?« wiederholte er langsam. »Woher soll ich wissen, daß Sie nicht darauf aus sind, Geld dafür zu bekommen? Ich möchte wissen, warum Sie mich gefangenhalten - warum ich keine Zeitungen sehen darf - warum ich nie allein auf die Straße gehen oder mit jemandem sprechen darf, der meine Sprache spricht? Sie sind kein Spanier - und auch Sie nicht und auch Sie nicht. Ihr Spanisch ist... Nun ja, aber ich weiß, daß Sie nicht aus dem Land stammen. Sie wollen, daß ich töte - doch Sie wollen mir nicht sagen, auf welche Weise.«

Manfred erhob sich und legte dem anderen eine Hand auf eine Schulter.

»Señor«, sagte er - und sein Blick drückte nur Wohlwollen aus -, »ich bitte Sie, zügeln Sie Ihre Ungeduld! Ich versichere Ihnen noch einmal, daß wir nicht um des Gewinns willen töten. Diese beiden Gentlemen, die Sie

hier sehen, haben ein Vermögen von mehr als sechs Millionen Pesetas, und ich bin noch reicher. Wir töten und wir werden auch in Zukunft töten, weil wir alle drei Ungerechtigkeit erlitten haben, für die uns das Gesetz keine Rechtsmittel in die Hände gegeben hat. Wenn - wenn...« Er zögerte. Seine grauen Augen fixierten unnachgiebig den Spanier. Schließlich fuhr er sanft fort: »Wenn wir Sie töten, so wäre das die erste Tat dieser Art...«

Thery war an die Wand zurückgewichen. Er war weiß im Gesicht und fletschte die Zähne. Ein Wolf, den man gestellt hatte. Voll grimmigem Argwohn blickte er von einem zum anderen.

»Mich?« keuchte er. »Mich töten?«

Nur Manfred bewegte sich, der seine ausgestreckte Hand herabfallen ließ.

»Ja, Sie.« Er nickte, während er sprach. »Es wäre etwas Neues für uns, denn wir haben bisher nur um der Gerechtigkeit willen getötet. Und Sie zu töten, wäre ungerecht.«

Poiccart musterte Thery mitleidig.

»Wir haben Sie ausgewählt«, sagte er, »weil wir sonst immer fürchten müßten, verraten zu werden. Deshalb dachten wir, lieber so einer wie Sie.«

»Verstehen Sie uns richtig«, fuhr Manfred ruhig fort, »es wird Ihnen kein Haar gekrümmt werden, wenn Sie treu zu uns halten. Und Sie werden eine Belohnung bekommen, die es Ihnen ermöglichen wird, anständig zu leben. Denken Sie an das Mädchen in Jerez!«

Thery setzte sich wieder und hob gleichgültig die Schultern, aber seine Hände zitterten, als er ein Streichholz entfachte, um sich seine Zigarette anzuzünden.

»Wir werden Ihnen mehr Freiheit lassen. Sie sollen jeden Tag ausgehen können. In wenigen Tagen werden wir

alle nach Spanien zurückkehren. Man hat Sie als schweigsamen Mann bezeichnet im Gefängnis von Granada - wir wollen glauben, daß Sie das bleiben.«

Danach bekam der Spanier nichts mehr mit, denn die Männer unterhielten sich jetzt nur noch auf Englisch.

»Es wird keine großen Unannehmlichkeiten mit ihm geben, jetzt, wo wir ihn wie einen Engländer gekleidet haben«, sagte Gonsalez. »Er erregt kein Aufsehen. Er rasiert sich nicht gern jeden Tag, aber das ist notwendig, und glücklicherweise ist er recht entgegenkommend. Ich erlaube ihm auch nicht, auf der Straße zu sprechen, was ihn ein bißchen wütend macht.«

Manfred lenkte das Gespräch in ernstere Bahnen.

»Ich werde zwei weitere Warnungen abschicken, und eine davon muß direkt in seiner Hochburg abgeliefert werden. Er ist ein tapferer Mann.«

»Was ist mit Garcia?« fragte Poiccart.

Manfred lachte. »Ich habe ihn Sonntagabend gesehen. Ein feiner alter Herr, feurig und rhetorisch begabt. Ich saß ganz hinten in dem kleinen Saal, während er bereit in französisch für die Menschenrechte plädierte. Er war ein Jean-Jacques Rousseau, ein Mirabeau, ein toleranter Bright, und die Zuhörerschaft setzte sich hauptsächlich aus Cockney-Jugendlichen zusammen, die gekommen waren, um sich zu brüsten, daß sie im Tempel des Anarchismus gestanden hätten.«

Poiccart trommelte ungeduldig auf der Tischplatte herum. »Warum nur, George, haftet all diesen Dingen etwas Triviales an?«

Manfred lachte wieder. »Erinnern Sie sich an Anderson? Als wir ihn geknebelt und an den Stuhl gebunden und ihm gesagt hatten, warum er sterben müßte - als in dem halbdunklen Raum mit der flackernden Lampe nur

noch die flehenden Augen des zum Tode Verurteilten waren, und Sie und Leon und der arme Clarice, maskiert und stumm, und ich ihn gerade zum Tode verurteilt hatte - da schwebte in das Zimmer der Geruch von gebratenen Zwiebeln von der Küche darunter herauf. Erinnern Sie sich?«

»Ich erinnere mich auch an den Königsmordfall«, warf Leon ein.

Poiccart nickte zustimmend.

»Sie meinen das Korsett«, sagte er.

Und die zwei anderen nickten und lachten.

»Es wird immer etwas Trivialität mit im Spiel sein«, sagte Manfred. »Der arme Garcia, der das Schicksal einer Nation in Händen hält, wird zum Amusement für Ladenmädchen - Tragödie und der Geruch von Zwiebeln - ein Degenstoß und die Fischbeinstäbe eines Korsetts. Man kann das eine nicht vom anderen trennen.«

Und die ganze Zeit über rauchte Thery Zigaretten und starre ins Feuer, den Kopf in die Hände gestützt.

»Um auf die jetzige Sache zurückzukommen«, sagte Gonsalez, »ich nehme an, daß es nichts weiter zu tun gibt, bis - bis zu dem Tag?«

»Nichts.«

»Und danach?«

»Haben wir unsere Kunstreproduktionen.«

»Und danach?« fragte Poiccart beharrlich noch einmal.

»Haben wir einen Fall in Holland, Hermannus van der Byl. Aber das wird einfach sein. Es wird auch nicht notwendig sein, ihn vorher zu warnen.«

Poiccart's Miene war ernst. »Ich bin froh, daß Sie van der Byl ins Feld gebracht haben. Man hätte sich schon früher mit ihm befassen sollen. Hoek van Holland oder Vlissingen?«

»Wenn wir Zeit haben, Hoek, auf alle Fälle. Unbedingt.«

»Und Thery?«

»Ich werde mich um ihn kümmern«, sagte Gonsalez leichthin. »Wir werden den Landweg nehmen nach Jerez - wo das Mädchen ist«, fügte er lachend hinzu.

Der Gegenstand ihrer Unterhaltung rauchte soeben seine zehnte Zigarette zu Ende und richtete sich grunzend in seinem Sessel auf.

»Ich habe zu erzählen vergessen«, fuhr Leon fort, »daß Thery heute, als wir unseren Trainingsspaziergang machten, beträchtliches Interesse an den Plakaten gezeigt hat, die er überall hängen sah. Und er war besonders neugierig, warum sie so viele Menschen lasen. Ich mußte spontan etwas zusammenlügen, und ich hasse es, zu lügen.« Gonsalez meinte das ganz aufrichtig. »Ich erfand eine Geschichte über Pferderennen, Lotterien und dergleichen, und er gab sich damit zufrieden.«

Thery hatte seinen Namen aufgeschnappt, trotz der englischen Aussprache. Er sah fragend in ihre Richtung.

»Wir überlassen es Ihnen, unseren Freund zu unterhalten«, sagte Manfred und erhob sich. »Poiccart und ich müssen noch ein paar Experimente machen.«

Die beiden verließen das Zimmer, durchquerten den schmalen Gang und blieben vor einer kleinen Tür am anderen Ende stehen. Eine größere Tür zur Rechten, mit einem Vorhängeschloß und einem Riegel, führte ins Arbeitszimmer. Manfred zog einen kleinen Schlüssel aus einer seiner Taschen und öffnete die Tür. Er trat in den Raum ein und machte das Licht an, das trübe durch eine verstaubte Glühbirne schien. Man hatte ein bißchen versucht, Ordnung in das Chaos zu bringen. Aus zwei Regalfächern war der Plunder rausgeflogen, und in einem

davon standen jetzt Reihen glänzender, kleiner Phiole, jede mit einer Nummer versehen. Ein klobiger Tisch war gegen eine Wand geschoben worden und stand unterhalb der Borde, und auf dem grünen Tischüberzug lagen verstreut Meßgläser, Reagenzgläser, Kondensatoren,

hochempfindliche Waagen und zwei seltsam geformte Glasgebilde, die Gasgeneratoren glichen.

Poiccart rückte einen Stuhl an den Tisch heran und hob vorsichtig aus einer Schale mit Wasser einen Metallbecher heraus. Manfred blickte über die Schulter und machte eine Bemerkung über die Konsistenz der Flüssigkeit, die das Gefäß zur Hälfte füllte, und Poiccart neigte den Kopf, so als würde er die Bemerkung als Kompliment auffassen.

»Ja«, sagte er selbstzufrieden. »Es ist ein vollständiger Erfolg. Die Formel stimmt. Vielleicht werden wir sie eines Tages anwenden wollen.«

Er stellte den Becher ins Wasserbad zurück, griff unter den Tisch und holte aus einem Kübel eine Handvoll Eispulver, mit dem er sorgfältig das Gefäß umgab.

»Viel Sprengstoff in kleiner Verpackung. *Multum in parvo*«, sagte er und nahm von einem der Borde eine kleine Phiole herunter, stieß mit seinem einem kleinen Finger den Stöpsel heraus und goß ein paar Tropfen einer weißen Flüssigkeit in den Metallbecher.

»Das neutralisiert das Gemisch«, erklärte Poiccart und seufzte erleichtert auf. »Ich bin kein nervöser Mann, aber das ist seit zwei Tagen das erstmal, daß ich wieder richtig ruhig bin.«

»Es erzeugt einen abscheulichen Gestank«, bemerkte Manfred und hielt sich ein Taschentuch vor die Nase.

Ein dünner Rauchfaden stieg aus dem Becher auf.

»Das habe ich vorher noch nie bemerkt«, erwiderte

Poiccart und tauchte ein dünnes Glasstäbchen in das Gemisch. Dann zog er das Stäbchen wieder heraus und beobachtete die rötlichen Tropfen am unteren Ende. »Alles in Ordnung«, sagte er.

»Und jetzt ist es kein Sprengstoff mehr?« fragte Manfred.

»Es ist jetzt so harmlos wie eine Tasse Kakao.«

Poiccart wischte das Stäbchen an einem Lappen ab, stellte die Phiole wieder zurück und wandte sich seinem Kompagnon zu. »Und nun?« fragte er.

Manfred antwortete nicht, sondern öffnete statt dessen einen altmodischen Safe, der in einer Ecke des Zimmers stand. Aus diesem holte er ein Kästchen aus poliertem Holz. Er öffnete das Kästchen, und der Inhalt wurde sichtbar.

»Wenn Thery so gut ist, wie er behauptet - hier haben wir den Köder, der Sir Philip Ramon in den Tod locken wird«, erklärte er.

Poiccart sah es sich an.

»Äußerst genial«, war sein einziger Kommentar. Und dann: »Weiß Thery eigentlich so recht, welche Aufregung er hervorgerufen hat?«

Manfred schloß den Deckel und setzte das Kästchen wieder zurück, ehe er antwortete.

»Weiß Thery, daß er der vierte Mann der ›Gerechten‹ ist?« fragte er zurück und setzte dann bedächtig hinzu: »Ich glaube nicht, und es ist auch gut so, daß er es nicht weiß. Tausend Pfund sind grob gerechnet dreiunddreißigtausend Pesetas, und außerdem sind da noch der Strafverlaß - und das Mädchen in Jerez«, sagte er nachdenklich.

Smith, dem Reporter, kam eine brillante Idee, die er dem Chef gleich vortrug.

»Nicht schlecht«, sagte dieser, was bedeutete, daß die

Idee wirklich sehr gut war, »ganz und gar nicht schlecht.«

»Mir ist der Gedanke gekommen«, fuhr der Reporter erfreut fort, »daß ein oder zwei der vier Männer vielleicht Ausländer sind, die kein Wort Englisch verstehen.«

»Sehr richtig«, sagte der Chef. »Danke für den Vorschlag! Ich werde ihn heute abend beherzigen.«

Dieser Dialog war der Anlaß dafür, daß die polizeiliche Bekanntmachung am nächsten Morgen im *Megaphone* in französischer, italienischer, deutscher - und spanischer Sprache erschien.

5

Der Chefredakteur des *Megaphone* begegnete seinem obersten Chef auf der Treppe, als er vom Dinner zurückkehrte. Der Chef - er hatte ein sehr jungenhaftes Gesicht - löste sich einen Moment lang von seinen Gedanken, die gerade um ein neues Projekt kreisten (die Megaphone-Redaktion war schon immer die Heimat für neue Projekte), und erkundigte sich nach den ›Vier Gerichten‹.

»Die allgemeine Erregung hat nicht nachgelassen«, erwiderte der Redakteur. »Die Menschen reden von nichts anderem als von der kommenden Debatte über das Auslieferungsgesetz, und die Regierung hat sämtliche Vorsichtsmaßnahmen getroffen, um einen Anschlag auf Ramon zu verhindern.«

»Wie ist die allgemeine Stimmung?«

Der Redakteur hob die Schultern. »Niemand glaubt wirklich daran, daß irgend etwas passieren wird - trotz der Bombe.«

Der Herausgeber dachte einen Moment lang nach und fragte dann rasch: »Und was glauben Sie?«

Der Redakteur lachte. »Ich *glaube*, daß die Drohung niemals wahrgemacht wird. Diesmal werden die Vier auf Schwierigkeiten stoßen. Wenn sie Ramon nicht gewarnt hätten, dann hätten sie vielleicht Erfolg haben können. Aber so...«

»Wir werden sehen«, sagte der Herausgeber und ging nach Hause.

Während der Redakteur die Treppe hochstieg, überlegte er, wieviel länger er wohl noch mit den Vieren die Spalten seiner Zeitung füllen konnte, und eigentlich hoffte er,

daß sie ihren Anschlag machten, auch wenn er fehlschlagen würde, was seiner Meinung nach unvermeidlich war.

Sein Zimmer war versperrt. Er suchte in seinen Taschen nach dem Schlüssel, fand ihn, sperrte auf, öffnete die Tür und trat ins Dunkle.

»Ich überlege«, murmelte er vor sich hin, während er gleichzeitig eine Hand ausstreckte und auf den Lichtschalter drückte.

Ein greller Blitz, Funken sprühten, dann war der Raum wieder in Dunkelheit getaucht.

»Lassen Sie einen Elektriker kommen!« brüllte er laut auf den Flur hinaus. »Eine dieser verdammten Sicherungen scheint durchgebrannt!«

Das Zimmer war von beißendem Rauch erfüllt. Der Elektriker entdeckte, daß sämtliche Birnen herausgeschraubt waren und auf dem Tisch lagen. Aus einem der Wandarme hing ein dünnes, spiralförmiges Stück Leitungsdrat, das in ein kleines, schwarzes Kästchen mündete, und von dort quollen die Rauchwolken heraus.

»Öffnen Sie die Fenster!« befahl der Chefredakteur.

Und das kleine Kästchen ließ man vorsichtig in einen Eimer mit Wasser gleiten, den man herbeigeholt hatte.

Erst in diesem Augenblick entdeckte der Redakteur den Brief - den grünlich-grauen Umschlag, der auf seinem Schreibtisch lag. Er nahm ihn auf, drehte ihn herum, öffnete ihn und bemerkte, daß die Gummierung noch feucht war.

*Geehrter Herr,
als Sie heute abend Ihr Licht einschalteten, haben Sie
vermutlich einen Moment lang geglaubt, ein Opfer jener
Gewalttaten geworden zu sein, über die Sie so gern be-
richten. Wir entschuldigen uns für den Ärger, den wir Ih-*

nen verursacht haben. Die Ersatzsteckdose war mit einer kleinen Menge Magnesiumpulver gefüllt gewesen. Sie können überzeugt sein, daß es für uns ebenso leicht gewesen wäre, den Lichtschalter mit einer Ladung Nitroglyzerin zu verbinden. Auf diese Weise hätten Sie Ihre eigene Hinrichtung vollzogen.

Dieser Zwischenfall dient als Beweis für unsere unerschütterliche Absicht, unser Versprechen im Hinblick auf das Ausländer-Auslieferungs-Gesetz einzuhalten. Es gibt keine Macht der Welt, die Sir Philip Ramon retten kann, und wir bitten Sie als Sprachrohr eines großen Mediums, Ihre Stimme für die Gerechtigkeit zu erheben und an Ihre Regierung zu appellieren, sie möge die ungerechte Maßnahme zurückziehen und damit nicht nur das Leben vieler friedfertiger Menschen retten, die Asyl in Ihrem Land gefunden haben, sondern auch das Leben eines Ministers der Krone, dessen einziger Fehler in unseren Augen sein übereifriger Einsatz für eine ungerechte Sache ist.

Die vier Gerechten

»Puh!« Der Redakteur pfiff durch die Zähne, wischte sich über die Stirn und starrte auf das eingeweichte Kästchen, das harmlos im Eimer schwamm.

»Stimmt irgend etwas nicht, Sir?« fragte der Elektriker.

»Was soll nicht stimmen?« fragte der Redakteur scharf zurück. »Beenden Sie Ihre Arbeit, schrauben Sie die Birnen wieder rein und verschwinden Sie!«

Der unbefriedigte und neugierige Elektriker sah auf das schwimmende Kästchen und das Ende Leitungsdraht.

»Schaut merkwürdig aus, Sir«, bemerkte er. »Wenn Sie mich fragen...«

»Ich fragte Sie überhaupt nichts. Beenden Sie Ihre Arbeit!« unterbrach ihn der Journalist.

»Bitte Sie natürlich um Entschuldigung«, sagte der Handwerker.

Eine halbe Stunde später saß der Chefredakteur des *Megaphone* mit Welby zusammen und besprach die Situation.

Welby - der größte Auslandsredakteur in ganz London - grinste liebenswürdig und tat bedächtig sein Erstaunen kund.

»Ich habe schon immer geglaubt, daß diese Burschen es ernst meinen«, sagte er vergnügt. »Und ich bin ziemlich sicher, daß sie ihr Versprechen halten. Als ich in Genua war« - Welby bezog viele seiner Informationen aus erster Hand - »als ich in Genua war - oder war es Sofia? -, traf ich einen Mann, der mir von der Trelovitch-Affäre erzählte. Trelovitch gehörte zu den Männern, die den König von Serbien ermordeten, wie Sie sich sicher erinnern. Nun, eines Abends verließ er seine Unterkunft, um in ein Theater zu gehen - und noch in derselben Nacht fand man ihn tot auf dem Hauptplatz mit einem Schwert im Herzen. Zwei Umstände waren auffallend.« Der Auslandsredakteur zählte sie an seinen Fingern ab. »Erstens: Der General war ein berühmter Fechter, und ganz augenscheinlich war er nicht kaltblütig ermordet, sondern im Duell getötet worden. Zweitens: Er hatte kein Korsett getragen, wie es viele dieser germanisierten Offiziere tun. Einer seiner Mörder muß diese Tatsache wahrscheinlich durch einen Schwertstoß entdeckt und ihn gezwungen haben, es abzulegen. Auf jeden Fall hat man dieses Blendwerk ganz in der Nähe seiner Leiche gefunden.«

»Wußte man zu jenem Zeitpunkt, daß es eine Tat der ›Vier‹ war?« fragte der Redakteur des *Megaphone*.

Welby schüttelte den Kopf.

»Selbst ich hatte bis dahin noch nie von ihnen gehört«, gestand er ärgerlich und fragte dann: »Was haben Sie wegen Ihres kleinen Schreckens unternommen?«

»Ich habe mit den Pförtnern in der Eingangshalle und mit den Boten gesprochen und mit sämtlichen Leuten, die zu jener Zeit im Haus waren. Aber wie unser geheimnisvoller Freund - ich glaube kaum, daß es mehr als einer war - hereingekommen oder herausgegangen ist, war nicht zu klären. Es ist wirklich höchst merkwürdig. irgendwie ist mir die Geschichte unheimlich, Welby. Die Gummierung des Umschlags war noch feucht. Der Brief muß wenige Sekunden, bevor ich das Zimmer betrat, geschrieben und verschlossen worden sein.«

»Standen die Fenster offen?«

»Nein. Alle drei Fenster waren fest verriegelt. Außerdem könnte man unmöglich auf diesem Weg ins Zimmer gelangen.«

Der Detective, der gekommen war, den Tatort in Augenschein zu nehmen, pflichtete ihm bei.

»Der Mann, der diesen Brief geschrieben hat, muß Ihr Zimmer knapp eine Minute, bevor Sie kamen, verlassen haben«, schloß er und nahm den Brief an sich.

Da er ein junger und sehr begeisterter Polizeibeamter war, unterzog er das Zimmer zum Abschluß seiner Ermittlungen noch einer peinlich genauen Untersuchung. Er hob die Teppiche hoch, klopfte die Wände ab, inspizierte die Schränke und nahm mühselige und unnötige Messungen mit einem Zollstock vor.

»Eine Menge von unseren Jungen macht sich lustig über die Kriminalromane«, erklärte er dem ihn amüsiert beobachtenden Redakteur. »Ich habe fast alles von Gobariau und Conan Doyle gelesen und halte sehr viel davon, auf Kleinigkeiten zu achten. Der Eindringling hat

nicht vielleicht Zigarrenasche oder etwas in der Art zurückgelassen?« fragte er versonnen.

»Ich fürchte, nein«, antwortete der Redakteur ernst.

»Schade«, sagte der Detective und empfahl sich, nachdem er alle Indizien eingesammelt und eingewickelt hatte.

Später berichtete der Chefredakteur Welby, daß der Schüler Holmes' eine halbe Stunde lang den Fußboden mit einem Vergrößerungsglas abgesucht hatte.

»Er hat einen halben Sovereign gefunden - eine Münze, die ich vor Wochen verloren hatte. Es ist wirklich. ...«

Mit Ausnahme von Welby erfuhr an diesem Abend niemand etwas von dem, was sich im Zimmer des Chefredakteurs eigentlich zugetragen hatte. In der Redaktion des zweiten Redakteurs ging das Gerücht um, daß sich im ›Heiligtum‹ des Chefs ein kleiner Unfall ereignet hätte. »Im Zimmer des Chefs ist eine Sicherung durchgebrannt. Er hat anscheinend einen Heidenschreck bekommen«, sagte der Mann, der sich um die Schiffslisten kümmerte.

»Du meine Güte!« stieß der meteorologische Experte aus und blickte von seiner Wetterkarte auf. »Mir ist neulich was Ähnliches passiert, als....«

Der Chefredakteur hatte dem Detective, bevor dieser sich verabschiedete, sehr eindringlich erklärt: »Nur Sie und ich wissen bisher etwas von diesem Vorfall. Wenn die Geschichte also bekannt wird, weiß ich, daß Scotland Yard nicht dichtgehalten hat.«

»Sie können sich darauf verlassen, daß bei uns nichts durchsickern wird«, hatte der Detective versichert. »Wir haben uns bereits schon zu sehr in die Brennesseln gesetzt.«

»Dann ist's ja gut«, meinte der Redakteur, und es klang wie eine Drohung.

Welby und der Chefredakteur hielten die Geschichte also geheim und machten sie erst eine halbe Stunde, bevor die Zeitung in Druck ging, bekannt.

Dies mag dem Laien höchst ungewöhnlich erscheinen, aber die Erfahrung hat die meisten Zeitungsverleger und Redakteure gelehrt, daß Neuigkeiten die unglückselige Tendenz haben, durchzusickern, bevor sie noch im Druck erschienen sind.

Böse Setzer - denn auch Setzer können bösartig sein - sind bekannt dafür, daß sie wichtige und exklusive Nachrichten kopieren, sie aus irgendeinem geeigneten Fenster werfen, unter dem geduldig bereits unten auf der Straße ein Mann wartet, der augenblicklich in die Redaktion eines Konkurrenzblattes eilt und sie zu einem geradezu unbezahlbaren Preis verhökert. Solche Fälle waren jedenfalls schon vorgekommen.

Um halb zwölf hörte man es dann im Bienenstock des *Megaphone-Hauses* summen und surren. Die Nachricht von dem frevelhaften Anschlag war nun auch zu allen übrigen Redakteuren durchgedrungen.

Das war eine Bombengeschichte. Ein neuer *Megaphone*-Knüller. Die Schlagzeilen füllten eine halbe Seite:

WIEDER DIE ›VIER GERECHTEN‹ - ANSCHLAG
IN DER REDAKTION DES ›MEGAPHONE‹ -
TEUFLISCHE GENIALITÄT - EIN NEUER
DROHBRIEF - DIE VIER WOLLEN IHR
VERSPRECHEN EINHALTEN -
BEMERKENSWERTES DOKUMENT - WIRD ES
DER POLIZEI GELINGEN, SIR PHILIP RAMON ZU
RETTEM?

»Eine sehr gute Geschichte«, sagte der Chefredakteur wohlgefällig, als er die Bürstenabzüge las.

Er war im Aufbruch, als Welby auftauchte, mit dem er kurz in der Tür sprach.

»Nicht übel«, meinte der anspruchsvolle Welby. »Ich glaube... Hallo!«

Das ›Hallo!‹ galt einem Boten, der mit einem Fremden auf sie zusteuerte.

»Der Gentleman hier möchte mit jemandem sprechen, Sir. Ist ein bißchen aufgereggt. Deshalb habe ich ihn hochgebracht. Er ist Ausländer, und ich kann ihn nicht verstehen.« Und an Welby direkt gewandt: »Darum habe ich ihn zu Ihnen gebracht.«

»Was wünschen Sie?« fragte der Chefredakteur in Französisch.

Der Mann schüttelte den Kopf und sagte ein paar Worte in einer fremden Sprache.

»Ah!« machte Welby. »Spanisch. Was wünschen Sie?« fragte er dann in Spanisch.

»Ist das hier die Redaktion dieser Zeitung?« Der Mann holte eine schmuddelige Ausgabe des *Megaphone* hervor.

»Ja.«

»Kann ich mit dem Chefredakteur sprechen?«

Der Chefredakteur sah mißtrauisch drein.

»Ich bin der Chefredakteur«, sagte er.

Der Mann blickte sich kurz um und neigte sich ihm dann zu.

»Ich bin einer von den ›Vier Gerechten‹, erklärte er stockend.

Welby machte einen Schritt auf ihn zu und musterte ihn prüfend.

»Wie heißen Sie?« fragte er dann rasch.

»Miguel Thery aus Jerez«, erwiederte der Mann.

Es war halb elf, als die Droschke mit Poiccart und Manfred, die aus einem Konzert kamen, über den Hanover Square westwärts fuhr und in die Oxford Street einbog.

»Man verlangt nach dem Chefredakteur«, erklärte Manfred. »Man wird in die Redaktion hochgebracht. Dort erklärt man jemandem, was man wünscht. Es tut ihnen sehr leid, aber sie können einem leider nicht weiterhelfen. Sie sind sehr höflich, aber nicht in dem Maße, daß sie einen hinausbegleiten. Man irrt also herum, sucht nach dem Ausgang und kommt schließlich zum Zimmer des Chefredakteurs. Da man weiß, daß er außer Hauses ist, schlüpft man ins Zimmer hinein, trifft seine Vorkehrungen, spaziert wieder hinaus, versperrt die Tür hinter sich, falls niemand in der Nähe sein sollte, oder - falls man von jemandem gesehen wird - murmelt einer imaginären Person im Zimmer ein paar Abschiedsworte zu. Voilá!«

Poiccart biß die Spitze seiner Zigarre ab.

»Und man benützt für den Umschlag einen Klebstoff, der nicht vor einer Stunde trocknet. Dadurch wird die Sache noch geheimnisvoller«, bemerkte er gelassen.

Manfred war belustigt.

»Der eben erst verschlossene Briefumschlag hat etwas Unwiderstehliches für einen englischen Kriminalbeamten.«

Der Wagen, der die Oxford Street rasch entlangfuhr, bog gerade in die Edgware Road ein, als Manfred eine Hand hob und die Klappe aufstieß. »Wir werden hier aussteigen«, rief er dem Mann vorne zu.

Der Wagen fuhr an den Rinnstein heran, rollte langsam aus und kam zum Stehen.

»Ich dachte, Sie hätten Pembridge Gardens gesagt«, bemerkte der Mann, als Manfred ihn bezahlte.

»Sehr richtig«, antwortete Manfred. »Gute Nacht!«

Sie warteten plaudernd am Rand des Gehsteigs, bis die Droschke aus ihrem Blickfeld entschwunden war, kehrten dann zum Marble Arch zurück, gingen zur Park Lane hinüber, spazierten diese plutokratische Hauptstraße hinunter und bogen in die Piccadilly ein. In der Nähe des Circus fanden sie ein Restaurant mit einer langen Bar und vielen kleinen Nischen, in denen um runde Marmortische Männer saßen, tranken, rauchten und sich unterhielten.

In einer der Nischen hockte Gonsalez, allein. Er rauchte eine lange Zigarette, und sein glattrasiertes lebhaftes Gesicht hatte einen Ausdruck besonnener Zufriedenheit.

Keiner der Männer bekundete auch nur die geringste Überraschung, den anderen zu sehen - doch Manfreds Herzschlag setzte einmal aus, und auf Poiccart's bleichen Wangen erschienen zwei hellrote Flecken.

Sie setzten sich. Ein Kellner kam, und die beiden Männer bestellten.

Als er sich entfernt hatte, fragte Manfred leise: »Wo ist Thery?«

Leon zuckte unmerklich mit den Schultern.

»Thery ist abgehauen«, sagte er ruhig.

Eine Minute lang sprach keiner der Männer, dann fragte Leon: »Haben Sie ihm heute morgen, bevor Sie gingen, einen Packen Zeitungen gegeben?«

Manfred nickte.

»Es waren englische Zeitungen«, rechtfertigte er sich. »Und er kann kein Wort Englisch. Die Zeitungen waren mit Bildern illustriert. Ich wollte ihn unterhalten.«

»Sie haben ihm unter anderem auch den *Megaphone* gegeben, nicht wahr?«

»Ja. Ah!« Manfred erinnerte sich jetzt.

»Das von der Belohnung und dem Straferlaß war darin auch in Spanisch abgedruckt.«

Manfred starrte ins Leere. »Ja, ich erinnere mich«, sagte er langsam. »Ich habe es erst später gelesen.«

»Das war sehr raffiniert«, lobte Poiccart anerkennend.

»Ich hatte bemerkt, daß er ziemlich aufgeregzt war, aber ich schrieb das dem Umstand zu, daß wir ihm gestern abend erzählt hatten, auf welche Weise wir Ramon zu besiegen beabsichtigten und welche Rolle ihm dabei zufallen würde.«

Leon wechselte das Thema, da der Kellner die Erforschungen brachte, die sie bestellt hatten.

»Es ist doch unsinnig«, fuhr er im selben Tonfall fort, »daß ein Pferd, auf das so viel Geld gesetzt worden ist, nicht wenigstens einen Monat vorher nach England gebracht wurde.«

»Allerdings habe ich noch nie gehört, daß der Favorit eines großen Rennens wegen einer schlechten Fahrt über den Ärmelkanal hinweg zurückgezogen wird«, setzte Manfred sehr ernst hinzu.

Der Kellner ließ sie wieder allein.

»Wir sind heute nachmittag spazieren gegangen«, nahm Leon den Faden wieder auf, »und kamen durch die Regent Street. Er blieb alle paar Sekunden stehen und schaute in die Schaufenster der Geschäfte. Plötzlich - wir hatten das Fenster eines Fotoladens angesehen - war er verschwunden. Es waren Hunderte von Menschen auf der Straße - nur nicht Thery. Seitdem habe ich ihn überall gesucht.«

Leon nippte an seinem Drink und sah auf die Uhr.

Die beiden anderen Männer taten nichts und sagten auch nichts.

Ein aufmerksamer Beobachter hätte vielleicht bemerkt, daß sowohl Manfreds als auch Poiccart's Hände sich zu den oberen Knöpfen ihrer Gehröcke hin verirrten.

»Vielleicht doch nicht ganz so schlimm.« Gonsalez lächelte.

Manfred brach das Schweigen der beiden.

»Ich nehme die Schuld auf mich«, begann er.

Doch Poiccart unterbrach ihn mit einer Handbewegung.

»Falls überhaupt von einer Schuld die Rede sein kann - so bin ich schuldlos«, bemerkte er und lachte kurz auf.
»Wirklich, George, es ist zu spät, um über die Schuldfrage zu diskutieren. Wir haben die Gerissenheit von M'sieur unterschätzt, den Unternehmungsgeist der englischen Zeitungen und - und...«

»Das Mädchen in Jerez«, schloß Leon.

Fünf Minuten vergingen. Jeder schwieg und dachte blitzschnell nach.

»Ich habe nicht weit von hier ein Auto stehen«, sagte Leon schließlich. Und an Manfred gewandt: »Sie hatten mir gesagt, Sie würden gegen elf Uhr hier sein können, und in Burnham-on-Crouch haben wir dann die Naphtha-Barkasse. Bei Tagesanbruch könnten wir in Frankreich sein.«

Manfred sah ihn an.

»Was ist Ihre Meinung?« wollte er wissen.

»Ich sage, bleiben und die Arbeit beenden«, erklärte Leon.

»Ich auch«, sagte Poiccart ruhig, aber bestimmt.

Manfred rief den Kellner herbei. »Haben Sie die letzten Ausgaben der Abendzeitungen?«

Der Kellner war sicher, sie beschaffen zu können, und kehrte mit zwei Zeitungen zurück. Manfred blätterte sie sorgfältig durch und warf sie dann beiseite.

»Steht nichts drin«, sagte er. »Wenn Thery zur Polizei gegangen ist, müssen wir uns verstecken und irgendeine andere Methode ausklügeln - oder wir können gleich zu-

schlagen. Schließlich hat Thery uns bereits alles gesagt, was wir wissen wollten. Doch...«

»Das wäre Ramon gegenüber unfair«, beendete Poiccart den Satz in einem solchen Ton, daß diese Möglichkeit sofort wegfiel. »Er hat noch zwei Tage und muß noch eine letzte Warnung bekommen.«

»Dann müssen wir Thery finden.«

Es war Manfred, der das gesagt hatte. Er erhob sich, und Poiccart und Gonsalez folgten ihm.

»Wenn Thery nicht zur Polizei gegangen ist - wohin könnte er dann gegangen sein?«

Der Ton von Leons Frage suggerierte einem die Antwort ein.

»In die Redaktion der Zeitung, die die spanische Version der Bekanntmachung abgedruckt hat«, war Manfreds Antwort. Und instinktiv wußten die drei Männer, daß das die richtige Lösung war.

»Ihr Auto wird von Nutzen sein«, sagte Manfred, und die drei verließen die Bar.

Thery stand den beiden Journalisten im Zimmer des Chefredakteurs gegenüber.

»Thery?« wiederholte Welby. »Den Namen kenne ich nicht. Woher kommen Sie? Wie ist Ihre Adresse?«

»Ich komme aus Jerez in Andalusien, vom Weingut Sienor...«

»Das meine ich nicht«, unterbrach ihn Welby. »Wo kommen Sie jetzt her? Aus welchem Teil Londons?«

Thery hob verzweifelt die Hände. »Woher soll ich das wissen? Dort sind Häuser und Straßen und Menschen. Und es ist in London. Und ich sollte einen Mann töten, einen Minister, weil er ein gemeines Gesetz gemacht hat. Sie haben mir nicht erzählt...«

»Sie? Wer?« fragte der Redakteur eifrig.

»Die anderen drei.«

»Und ihre Namen?«

Thery warf dem Fragesteller einen mißtrauischen Blick zu.

»Es ist eine Belohnung ausgesetzt«, sagte er mürrisch, »und es gibt Straferlaß... Bevor ich etwas erzähle, möchte ich erst das Geld...«

Der Chefredakteur ging zu seinem Schreibtisch. »Wenn Sie einer von den Vieren sind, dann sollen Sie Ihre Belohnung haben. Und etwas davon bekommen Sie schon jetzt.«

Er drückte auf einen Knopf, und ein Bote kam herein.

»Gehen Sie in die Setzerei und sagen Sie dem Drucker, daß niemand von seinen Leuten gehen dürfte, bevor ich es nicht erlaube!«

Unten im Keller dröhnten die Maschinen und spuckten die ersten Nummern der Morgenzeitung aus.

»Nun« - der Redakteur wandte sich Thery zu, der unterdessen unruhig von einem Fuß auf den anderen getreten war -, »sagen Sie mir alles, was Sie wissen!«

Thery antwortete nicht. Sein Blick war auf den Boden geheftet.

»Es gibt eine Belohnung und Straferlaß«, wiederholte er hartnäckig.

»Beeilen Sie sich!« schrie Welby. »Sie werden Ihre Belohnung und auch den Straferlaß bekommen. Sagen Sie uns, wer die ›Vier Gerechten‹ sind! Wer sind die anderen drei? Wo können wir sie finden?«

»Hier!« sagte eine Stimme deutlich und klar hinter ihm.

Es war ein Fremder in einem Abendanzug und mit einer Maske vor dem Gesicht. Er schloß die Tür, als er eintrat, und stand den drei Männern gegenüber. In der einen

Hand, die seitlich herabging, hielt er einen Revolver.

»Ich bin einer von ihnen«, erklärte der Fremde ruhig,
»und zwei warten noch draußen vor dem Gebäude.«

»Wie sind Sie hereingekommen? Was wollen Sie?«
fragte der Chefredakteur und streckte eine Hand nach ei-
ner offenen Schreibtischschublade aus.

»Nehmen Sie Ihre Hände da weg!« Der dünne Lauf des
Revolvers fuhr mit einem Ruck in die Höhe. »Wie ich
hereingekommen bin, wird Ihnen Ihr Portier erzählen
können, wenn er das Bewußtsein wiedererlangt. Und wa-
rum ich hier bin? Ganz einfach - weil ich mein Leben ret-
ten will. Kein unvernünftiger Wunsch, oder? Wenn Thery
redet, bin ich vielleicht ein toter Mann. Deshalb versu-
che ich, ihn am Reden zu hindern. Ich habe nichts gegen
Sie beide, Gentlemen, aber wenn Sie mich aufzuhalten
versuchen, werde ich Sie töten«, sagte er einfach.

Er hatte die ganze Zeit über Englisch gesprochen, und Thery war mit weit aufgerissenen Augen und geblähten
Nasenflügeln an die Wand zurückgewichen und keuchte.

»Sie«, fuhr der maskierte Mann fort und wandte sich -
nun in Spanisch - dem zu Tode erschrockenen Denun-
zianten zu - »Sie wollten Ihre Kameraden verraten. Sie
hätten ein großes Vorhaben vereitelt und durchkreuzt.
Deshalb ist es nur zu gerecht, wenn Sie sterben müssen.«

Er hob den Revolver, so daß er auf Therys Brust zielte.
Thery fiel auf die Knie, und seine Lippen formten unhör-
bar das Gebet, das er nicht zu artikulieren vermochte.

»Bei Gott - nein!« schrie der Chefredakteur und machte
einen Satz auf den Mann zu.

Der Revolver richtete sich auf ihn.

»Sir«, sagte der Unbekannte - und er flüsterte nur noch
-, »um Gottes willen, zwingen Sie mich nicht, Sie zu tö-
ten!«

»Sie werden doch nicht einen kaltblütigen Mord begehen!« schrie der Chefredakteur, rasend vor Wut.

Er machte wieder einen Schritt vorwärts, aber Welby hielt ihn zurück.

»Was nützt das schon?« sagte er mit gedämpfter Stimme. »Er meint es ernst. Wir können nichts tun.«

»Sie können etwas tun«, behauptete der Fremde und ließ den Revolver sinken.

Noch ehe der Redakteur antworten konnte, klopfte es an die Tür.

»Sagen Sie, Sie seien beschäftigt!«

Der Revolver hielt jetzt wieder Thery in Schach, der zusammengesunken leise winselnd an der Wand hockte.

»Gehen Sie, ich bin gerade beschäftigt!« rief der Redakteur.

»Die Drucker warten«, antwortete die Stimme des Boten vor der Tür.

»Nun, was können wir tun?« fragte der Redakteur, als die Schritte des Jungen draußen auf dem Korridor verklungen waren.

»Sie können das Leben dieses Mannes retten.«

»Und wie?«

»Geben Sie mir Ihr Wort, daß Sie uns beide abziehen lassen und in der nächsten Viertelstunde weder Alarm schlagen noch diesen Raum verlassen.«

Der Chefredakteur zögerte. »Woher soll ich wissen, daß der geplante Mord nicht doch ausgeführt wird, sobald Sie hier unbeschadet raus sind?«

Der Mann mit der Maske lachte. »Und woher soll ich wissen, ob Sie nicht Lärm schlagen, sobald ich das Zimmer verlassen habe?«

»Ich würde Ihnen mein Ehrenwort geben, Sir«, sagte der Chefredakteur steif.

»Und ich Ihnen meines«, war die ruhige Antwort. »Und ich habe mein Wort noch nie gebrochen.«

Der Redakteur kämpfte weiter mit sich. Er hatte die größte Story des Jahrhunderts in Händen. Nur noch eine Minute, und er hätte Thery das Geheimnis der Vier entlockt gehabt. Selbst jetzt noch konnte eine tollkühne Aktion alles retten. Und die Drucker warteten. Aber die Hand, die den Revolver hielt, war die Hand eines verschlossenen Mannes, und der Redakteur gab auf.

»Ich erkläre mich einverstanden, doch nur unter Protest«, sagte er schließlich. »Und ich mache Sie darauf aufmerksam, daß Ihre Verhaftung und Ihre Bestrafung unvermeidlich sind.«

»Ich bedauere«, sagte der maskierte Mann mit einer leichten Verneigung, »daß ich Ihnen nicht zustimmen kann. Nichts ist unvermeidlich - außer der Tod. Kommen Sie, Thery!« Er sprach wieder spanisch. »Ich gebe Ihnen mein Wort als Caballero, daß ich Ihnen nichts antun werde.«

Der Mann mit der Maske öffnete die Tür einen Spalt breit, lauschte, und in diesem Moment kam dem Chefredakteur die Idee seines Lebens.

»Hören Sie!« rief er rasch hinter den beiden her.

Der Maskierte kam dem Wunsch des Journalisten nach.

»Wenn Sie wieder zu Hause sind, schreiben Sie uns dann einen Artikel über sich selbst? Sie brauchen uns nicht irgendwelche peinlichen Einzelheiten mitzuteilen. Schreiben Sie etwas über Ihre Ambitionen, über Ihre - *'raison d'être'*!«

»Sir«, erwiederte der maskierte Mann, und in seiner Stimme schwang so etwas wie Bewunderung mit -, »ich erkenne in Ihnen den Künstler. Der Artikel wird morgen abgegeben werden.«

Er öffnete die Tür vollständig, und die beiden Männer traten auf den dunklen Korridor hinaus.

6

Am nächsten Tag verkündeten blutrote Plakate, heisere Zeitungsjungen, sensationelle Überschriften und spaltenlange Berichte der Welt, wie nahe die Vier der Festnahme gewesen waren. Die Menschen in den Zügen beugten sich, die Zeitungen auf den Knien, vor und erklärten, was sie getan hätten, wenn sie in der Situation des Chefredakteurs vom *Megaphone* gewesen wären. Man hörte auf, über Krieg, Hungersnöte und Dürre zu sprechen, über Unfälle, gewöhnliche, alltägliche Morde, über Regierungen und den deutschen Kaiser - und konzentrierte seine Gedanken ausschließlich auf das Thema der Stunde: Würden die ›Vier Gerechten‹ ihr Versprechen einhalten und morgen den Außenminister töten?

Über nichts anderes unterhielt man sich. Dieser Mord war vor einem Monat angedroht worden, und wenn nicht etwas Unvorhergesehenes passierte, würde er morgen ausgeführt werden.

Es war daher kein Wunder, daß sich die Londoner Presse in erster Linie mit Therys Auftauchen und seiner erneuten Gefangennahme beschäftigte.

... Es ist nicht leicht zu verstehen, schrieb der ›Telegram‹, warum gewisse Journalisten, die für ein sensationslüsternes, billiges Konkurrenzblatt arbeiten, den Missetätern, die sie bereits in Händen hatten, erlaubten, wieder zu verschwinden, damit diese ihren teuflischen Plan ausführen können und einen großen Staatsmann, dessen beispielloses... Wir sagen ›wenn‹ - denn unglücklicherweise kann man in diesen Tagen des billigen Journalismus nicht jeder Geschichte, die aus den geheiligten

Räumen der sensationsliebenden Blätter kommt, ohne Vorbehalte glauben. Wenn also - wie behauptet wird - diese Desperados wirklich gestern abend die Redaktion eines Konkurrenzblattes besuchten...

Gegen Mittag ließ Scotland Yard eine hastig gedruckte Bekanntmachung auf Flugblättern verbreiten.

1000 PFUND BELOHNUNG!

Gesucht wird Miguel Thery, alias Saimont, alias Le Chico, zuletzt wohnhaft in Jerez, Spanien, ein Spanier, der kein Englisch spricht, unter dem Verdacht, einer kriminellen Vereinigung anzugehören, die unter dem Namen >Die Vier Gerechten< bekannt ist. Größe: 1,73 Meter. Augen: Braun. Haare: Schwarz. Spärlicher schwarzer Schnurrbart, breites Gesicht. Narben: Weiße Narbe auf einer Wange, alte Messerwunde am Körper. Gestalt: Untersetzt.

Die oben genannte Belohnung wird an jede Person - oder alle Personen ausgezahlt, die Informationen liefern, die zur Identifikation des besagten Thery - zur Bande der >Vier Gerechten< gehörend - und zu seiner Festnahme führen.

Woraus ersichtlich ist, daß die Drähte nach Spanien aufgrund der gegen zwei Uhr morgens gelieferten Informationen des Chefredakteurs und seines Mitarbeiters heißgelaufen waren. Wichtige Persönlichkeiten waren in Madrid aus ihren Betten hochgeschreckt worden, und die Lebensgeschichte Therys war zur Aufklärung eines tatkräftigen Commissioners der Polizei aus abgelegten Akten rekonstruiert worden.

Sir Philip Ramon, der in seinem Arbeitszimmer am Portland Place saß und schrieb, hatte Schwierigkeiten, sich auf den Brief zu konzentrieren.

Der Brief war adressiert an seinen Verwalter in Brantfell, dem riesigen Grundbesitz, auf dem er in den Jahren, in denen er nicht im Amt gewesen war, als Gutsherr gelebt hatte. Sir Philip hatte weder Frau, noch Kinder, noch sonst irgendeinen Anhang.

Wenn es diesen Männern aufgrund irgendeines Zufalls gelingen sollte, ihr Vorhaben auszuführen, so habe ich nicht nur für Sie umfassende Vorsorge getroffen, sondern für alle, die mir treu gedient haben...

Das war in etwa der Tenor seines Briefes.

Während dieser letzten paar Wochen hatte sich Sir Phillips Einstellung gegenüber den möglichen Folgen seiner Handlungsweise verändert.

Die Verärgerung über das ständige Herumspionieren - auf der einen Seite in freundlicher Absicht, auf der anderen als eine Art Bedrohung - hatte in ihm ein bitteres Gefühl des Grolls erzeugt, das alle persönlichen Ängste sozusagen verschluckt hatte. Sir Philip war unerschütterlich entschlossen, das Gesetz durchzubringen, den ›Vier Rechten‹ einen Strich durch die Rechnung zu machen und die Integrität eines Ministers der Krone zu verteidigen.

*Es wäre absurd, schrieb er in einem Artikel mit dem Titel Individualität im öffentlichen Staatsdienst, der einige Monate später in der *Quarterly Review* erschien, es wäre absurd, annehmen zu wollen, daß gelegentliche Kritik aus einer gänzlich unmaßgeblichen Quelle ein Mitglied der Regierung in seiner Konzeption von der Gesetzgebung - die für die Millionen Menschen, die seiner Obhut*

anvertraut wurden, notwendig ist - stören oder in irgend-einer Weise beeinflussen könnte. Der Minister ist das In-strument, das ordnungsgemäß dazu ausersehen wurde, die Wünsche und Sehnsüchte all jener in greifbare Form zu bringen, die selbstverständlich von ihm erwarten, daß er nicht nur Mittel und Wege zur Verbesserung ihrer Verhältnisse oder zur Beseitigung der ärgerlichen Re-striktionen in den internationalen Handelsbeziehungen findet, sondern sie auch vor Gefahren schützt, die über die reinen Handelsverbindlichkeiten hinausgehen ...In solch einem Fall hört ein Minister der Krone, der sich seiner Verantwortung voll bewußt ist, auf, ein Mensch zu sein und wird zu einem seelenlosen Automaten.

Sir Philip Ramon war ein Mann, der nur sehr wenige Freunde hatte. Er hatte keine der Eigenschaften, die einen Menschen populär machen. Zwar war er ein rechtschaf-fener, gewissenhafter Mann, ein tüchtiger, starker Mann, doch ein Leben ohne Liebe hatte ihn kaltblütig und zy-nisch werden lassen. Weder konnte er sich selbst begeis-ttern noch andere. War er überzeugt davon, daß ein be-stimmtes Vorgehen weniger falsch war als irgendein an-deres, so ließ er sich nicht mehr davon abbringen. War er überzeugt, daß eine Maßnahme dem unmittelbaren oder elementaren Wohl seiner Mitmenschen diente, dann focht er diese Maßnahme bis zum bitteren Ende durch. Man könnte sagen, daß er keine ehrgeizigen Ambitionen kann-te, sondern nur Ziele. Er war der gefährliche Mann des Kabinetts, das er mit seiner gebieterischen Art beherrsch-te, denn die Bedeutung des segensreichen Wortes ›Kom-promiß‹ kannte er nicht.

Wenn er zu irgendeinem Thema unter dieser Sonne eine Ansicht hatte, so hatte diese Ansicht auch die Ansicht

seiner Kollegen zu sein.

Viermal waren während seiner kurzen Amtszeit in den Zeitungen Gerüchte über den Rücktritt eines Kabinettsministers kursiert, und jedesmal war der Minister, dessen Rücktritt schließlich amtlich wurde, ein Mann gewesen, der mit den Ansichten des Außenministers nicht konform gegangen war. Er vertrat seinen Standpunkt in kleinen wie in großen Dingen.

Sein Amtssitz in der Downing Street 44, den er sich strikt weigerte, zu beziehen, war halb in ein Büro und halb in einen Palast umgewandelt worden. Er wohnte am Portland Place, von wo aus er sich jeden Morgen auf den Weg machte und an den Horse Guards vorbeikam, wenn die Uhr dort zehnmal schlug und soeben ihren letzten Schlag getan hatte.

Eine private Telefonleitung verband sein Arbeitszimmer am Portland Place mit dem Amtssitz, aber das war auch die einzige Verbindung Sir Philips zu dem Haus in der Downing Street, in das die großen Männer seiner Partei so hineingedrängt hatten.

Doch jetzt, da sich der Tag näherte, an dem ihre gesamten Bemühungen auf eine harte Probe gestellt werden sollten, bestand die Polizei darauf, daß er sich in der Downing Street einquartierte. Sie behaupteten, hier wäre es einfacher, den Minister zu beschützen. Die Zufahrtswege konnten besser bewacht werden, und, was noch entscheidender war, die Fahrt - diese gefährliche Fahrt zwischen dem Portland Place und dem Außenministerium - würde vermieden werden.

Man mußte beträchtlichen Druck auf Sir Philip ausüben und ihn inständig bitten, um ihn wenigstens zu diesem Schritt zu bewegen, und erst als man betonte, daß die Überwachung seiner Person für ihn dort nicht so au-

genscheinlich sein würde, gab er nach.

»Sie mögen es doch nicht so gern, wenn meine Männer vor Ihrer Tür mit Ihrem Rasierwasser stehen«, sagte Superintendent Falmouth rauhbeinig. »Sie haben einem meiner Männer neulich morgens den Zutritt zu Ihrem Badezimmer verwehrt, und Sie haben sich beklagt, daß ein Beamter in Zivil Ihre Kutsche fährt. Nun, Sir Philip, ich verspreche Ihnen, daß Sie in der Downing Street Ihre Bewacher nicht einmal sehen werden.«

Damit war die Sache entschieden.

Kurz bevor er Portland Place verließ, um in sein neues Quartier überzusiedeln, saß er also nun und schrieb an seinen Verwalter, während der Kriminalbeamte draußen vor der Tür wartete.

Das Telefon neben Sir Philips Ellbogen summte - er hätte Glocken -, und die Stimme seines Privatsekretärs fragte ein wenig ängstlich, wie lange es noch dauern würde.

»Sechzig Männer haben in der Downing Street Posten bezogen«, sagte der junge Sekretär diensteifrig, »und heute und morgen sollen wir...«

Sir Philip lauschte dem Bericht mit immer mehr wachsender Ungeduld.

»Ich wundere mich, daß Sie nicht einen eisernen Safe haben, in den Sie mich einsperren«, beendete er die Unterhaltung verdrießlich.

Es kloppte an die Tür, und Falmouth steckte seinen Kopf herein.

»Ich möchte Sie nicht drängen, Sir«, sagte er, »aber...«

So fuhr der Außenminister also in ganz offensichtlich wütender Stimmung in die Downing Street. Denn er war es nicht gewohnt, daß man ihn drängte oder das Kommando übernahm oder diese und jene Befehle erteilte.

Und es ärgerte ihn auch, zu beiden Seiten der Kutsche die bereits vertrauten Radfahrer zu sehen und alle paar Meter einen typischen Polizisten in Zivil zu erkennen, der vom Gehsteig aus die Gegend bewunderte; und als er in die Downing Street kam und feststellte, daß nur seine Kutsche durchgelassen wurde und sich eine riesige Menschenmenge morbider, sensationslüsterner Schaulustiger versammelt hatte, die ihn mit Hochrufen begrüßten, da fühlte er sich - wie noch nie zuvor in seinem Leben - gedemütigt.

Sein Sekretär erwartete ihn in seinem Privatbüro mit dem groben Entwurf seiner Rede, mit der die zweite Lesung des Auslieferungsgesetzes eingeleitet werden sollte.

»Wir sind ziemlich sicher, auf eine starke Opposition zu stoßen«, informierte ihn der Sekretär, »aber Mainland hat alle aufgefordert, unbedingt zu erscheinen, und erwartet, mindestens eine Mehrheit von sechsunddreißig Stimmen zu bekommen.«

Ramon überflog die Aufzeichnungen und fühlte sich dadurch gestärkt. Sie weckten in ihm wieder das Gefühl von Sicherheit und Bedeutsamkeit. Schließlich war er ein großer Staatsmann. Natürlich waren die Drohungen einfach absurd. Es war höchst tadelnswert, daß die Polizei so viel Aufhebens machte. Und erst die Presse! Ja, genau das war es - eine Zeitungssensation.

Als er sich mit einem halben Lächeln seinem Sekretär zuwandte, wirkte er beschwingt, ja geradezu angeregt.

»Nun, was ist mit meinen unbekannten Freunden -wie nennen sich diese Schurken noch mal? - ›Die vier Gerechten‹?«

Er spielte eine Rolle. Er hatte nicht vergessen, wie sie hießen. Sie hatten ihn Tag und Nacht verfolgt.

Der Sekretär zögerte. Die ›vier Gerechten‹ waren zwi-

schen ihm und seinem Chef tabu gewesen.

»Sie... Oh, wir haben nicht mehr von ihnen gehört, als das, was Sie gelesen haben«, antwortete er lahm. »Wir wissen jetzt zwar, wer Thery ist, aber seine drei Komplizen können wir nicht einordnen.«

Der Minister schürzte die Lippen.

»Sie geben mir bis morgen abend Zeit, zu widerrufen«, bemerkte er.

»Haben Sie wieder von ihnen gehört?«

»Eine ganz kurze Nachricht«, antwortete Sir Philip gelassen.

»Und wenn nicht?«

Sir Philip runzelte die Stirn.

»Werden sie ihr Versprechen halten«, sagte er knapp.

Das ›Wenn nicht‹ hatte seinem Herzen einen kalten Stich versetzt, was er nicht ganz begreifen konnte.

In der Carnaby Street saß - bezwungen, verdrießlich und ängstlich - Thery im obersten Zimmer der Werkstatt den drei anderen gegenüber.

»Ich möchte, daß Sie begreifen, daß wir Ihnen das, was Sie getan haben, nicht übelnehmen und Ihnen deswegen grollen«, sagte Manfred. »Ich glaube, und Señor Poiccart glaubt das auch, daß Señor Gonzalez gut daran getan hat, Ihr Leben zu schonen und Sie wieder zu uns zurückzubringen.«

Thery senkte den Blick vor dem etwas spöttischen Lächeln des Sprechers.

»Morgen abend werden Sie das tun, wozu Sie sich bereit erklärt haben, es zu tun - falls die Notwendigkeit dazu bestehen sollte. Dann werden Sie nach...«

Er hielt inne.

»Wo werde ich hingehen?« fragte Thery, plötzlich wü-

tend geworden. »Wohin, um Himmels willen? Ich habe denen meinen Namen genannt. Sie werden wissen, wer ich bin. Sie brauchen nur an die Polizei zu schreiben, um das herauszufinden. Wo soll ich hingehen?«

Er sprang auf und funkelte finster die drei Männer an. Seine Hände zitterten vor Wut, und seine große, massige Gestalt bebte, so heftig war sein Zorn.

»Sie haben sich selbst verraten«, sagte Manfred ruhig. »Das ist Ihre Strafe. Aber wir werden ein Plätzchen für Sie finden - ein neues Spanien unter einem anderen Himmel. Und das Mädchen aus Jerez wird Sie dort erwarten.«

Thery blickte mißtrauisch von einem zum anderen. Machten sie sich über ihn lustig?

Sie lächelten nicht. Nur Gonsalez musterte ihn scharf und mit forschenden Blicken, als würde er irgendeinen verborgenen Sinn in dem Gesagten erkennen.

»Schwören Sie mir das?« fragte Thery rauh. »Schwören Sie mir bei...«

»Ich verspreche es Ihnen - wenn Sie wollen, schwöre ich auch«, sagte Manfred. »Und nun«, fuhr er in anderem Tonfall fort, »wissen Sie, was morgen abend von Ihnen erwartet wird und was Sie zu tun haben?«

Thery nickte.

»Es darf nichts dazwischenkommen. Es darf nicht ge pfuscht werden. Sie und ich und Poiccart und Gonsalez werden diesen ungerechten Mann in einer Art und Weise töten, die die Welt nie erraten wird. Eine Hinrichtung, die die Menschheit erschrecken soll. Ein rascher Tod, ein si cherer Tod, ein Tod, der durch die Ritzen kriechen wird, der unbemerkt an den Wachen vorbeischleicht. Das hat es noch nie gegeben - so etwas...«

Er verstummte, mit geröteten Wangen und glitzernden

Augen. Sein Blick traf sich mit den Blicken seiner beiden Gefährten. Poiccart war ausdruckslos, sphinxartig, Leons interessiert, analytisch.

Manfreds rote Wangen wurden blasser.

»Tut mir leid«, sagte er fast demütig. »Einen Moment lang hatte ich über dieser fremdartigen Methode die Ursache und das Ende vergessen.«

Er hob in einer abtötenden Geste die Hände.

»Das ist verständlich«, sagte Poiccart ernst.

Und Leon drückte Manfreds einen Arm.

Einen Augenblick lang standen die drei verlegen schweigend da, dann lachte Manfred.

»An die Arbeit!« rief er und ging voran in das improvisierte Labor.

Thery zog als erstes seine Jacke aus. Hier war sein Reich. Aus dem eingeschüterten, abhängigen Untergeordneten war plötzlich ein Mann geworden, der das Kommando übernahm, der die anderen lenkte, sie beehrte, sie herumkommandierte, bis er die Männer, vor denen er wenige Minuten zuvor noch schreckliche Angst gehabt hatte, aus dem Arbeitszimmer ins Labor und von einem Stockwerk zum anderen gehetzt hatte.

Es gab viel zu tun, viel zu testen, viel zu berechnen, viele kleine Summen zu kalkulieren, denn bei der Ermordung Sir Philip Ramons wurden alle Hilfsmittel der modernen Wissenschaft in den Dienst der Vier gestellt.

»Ich werde mal Ausschau halten«, sagte Manfred plötzlich.

Er verschwand kurz ins Arbeitszimmer und kehrte mit einer Trittleiter zurück, die er im dunklen Korridor in Grätschstellung aufstellte. Rasch stieg er die Sprossen hoch und stieß eine Luke auf, die auf das flache Dach des Gebäudes hinaufführte. Er zog sich vorsichtig hoch aufs

Dach, kroch über den Bleibelag, richtete sich behutsam auf und blickte über die niedrige Brüstung.

Im Umkreis von einer halben Meile gab es ringsherum keine flachen Dächer. Jenseits seines Gesichtskreises tauchte düster aus dem Nebel London auf. Unter ihm herrschte geschäftiges Treiben auf den Straßen.

Er sah sich hastig auf dem Dach um. Schornsteinkästen, wenig dekorative Telegrafenstangen, bleierne Dachplatten und eine verrostete Dachrinne. Dann schaute er lange und aufmerksam durch einen Feldstecher in Richtung Süden. Schließlich kroch er langsam wieder zu der Falltür zurück, zog sie auf und ließ sich sehr langsam herab, bis seine Füße die oberste Sprosse der Trittleiter berührten. Nachdem er die Luke geschlossen hatte, stieg er rasch die Leiter runter.

»Nun?« fragte Thery, als Manfred zurückkehrte, und seine Stimme klang ein bißchen triumphierend.

»Ich sehe, daß Sie es gekennzeichnet haben«, stellte Manfred fest.

»Das ist besser, da wir im Dunkeln arbeiten werden«, erklärte Thery.

»Haben Sie denn gesehen...«, begann Poiccart.

Doch Manfred nickte schon. »Sehr undeutlich. Die Houses of Parliament konnte man nur verschwommen erkennen, und die Downing Street ist ein Dächergewirr.«

Thery hatte sich wieder seiner Arbeit zugewandt, die ihn ganz gefangennahm. Er war ein geschickter Handwerker. Irgendwie hatte er das Gefühl, daß er sein Bestes geben mußte für diese Männer. Sie hatten ihm in den letzten Tagen gewaltsam ihre Überlegenheit klargemacht, und er hatte jetzt den Ehrgeiz, seine Persönlichkeit zu präsentieren und seine Geschicklichkeit unter Beweis zu stellen, um von diesen Männern, die ihn seine Bedeu-

tungslosigkeit hatten spüren lassen, Lob zu ernten.

Manfred und die beiden anderen standen schweigend daneben und beobachteten ihn. Leon runzelte verwirrt die Stirn und fixierte Therys Gesicht. Denn Leon Gonsalez, der Wissenschaftler und Physiognom (seine Übersetzung der ›Theologi Physiognomia Humana‹ von Lequetius gilt heutzutage als die beste), bemühte sich, den Verbrecher und den Kunsthändler unter einen Hut zu bringen.

Nach einer Weile war Thery fertig.

»Jetzt ist alles startbereit«, sagte er mit einem zufriedenen Grinsen. »Lassen Sie mich zu Ihrem Staatsminister und geben Sie mir eine Minute Zeit, mit ihm zu reden - in der nächsten Minute wird er sterben.«

Sein Gesicht, das im Schlaf abstoßend wirkte, hatte jetzt dämonische Züge. Er glich einem großen Stier seiner Heimat, der schon Blut geschnuppert hatte und darum noch wilder geworden war.

In einem seltsamen Kontrast dazu standen die drei Gesichter seiner Arbeitgeber. Nicht ein einziger Muskel regte sich in ihnen. In ihren Mienen spiegelte sich weder Triumph noch Reue - sie hatten nur diesen merkwürdigen Ausdruck, der sich in das starre Gesicht eines Richters schleicht, wenn er den gefürchteten Urteilsspruch verkündet.

Thery sah diesen Ausdruck, und er erstarrte bis ins Knochenmark hinein.

Impulsiv streckte er beide Hände aus, als wollte er die Männer abwehren.

»Aufhören! Aufhören!« schrie er. »Schauen Sie mich nicht so an, in Gottes Namen! Nicht, nicht!«

Er bedeckte sein Gesicht mit zitternden Händen.

»Wie sollen wir Sie nicht anschauen, Thery?« fragte Leon sanft.

Thery schüttelte den Kopf.

»Ich kann es nicht erklären. Wie der Richter von Granada, wenn er sagt - wenn er sagt: ›Das Urteil soll vollstreckt werden. ««

»Wenn wir so aussehen«, sagte Manfred rauh, »dann darum, weil wir Richter sind - und zwar nicht nur Richter, sondern auch Vollstrecker unseres Urteilsspruches.«

»Ich hatte geglaubt, Sie würden zufrieden sein«, winselte Thery.

»Sie haben gute Arbeit geleistet«, sagte Manfred ernst.

»Bueno, bueno!« echoten die anderen.

»Beten Sie zu Gott, daß wir Erfolg haben!« setzte Manfred noch feierlich hinzu.

Und Thery starrte diesen seltsamen Mann an, sprachlos vor Erstaunen.

Superintendent Falmouth berichtete an jenem Nachmittag dem Commissioner, daß nun alle Vorkehrungen zum Schutz des bedrohten Ministers getroffen worden seien. »Ich habe die Downing Street 44 mit meinen Männern vollgestopft«, sagte er. »In jedem Zimmer ist praktisch ein Mann von uns. Vier von unseren besten Männern stehen auf dem Dach, und auch im Keller und in der Küche habe ich Leute verteilt.«

»Wie steht's mit dem Personal?« fragte der Commisioner.

»Sir Philip hat seine eigenen Leute vom Land mitgebracht. Es gibt im ganzen Haus keine einzige Person mehr - angefangen vom Privatsekretär bis hin zum Türsteher -, dessen Namen und dessen Lebenslauf ich nicht von A bis Z kenne.«

Der Commissioner seufzte besorgt.

»Ich werde sehr froh sein, wenn der morgige Tag vor-

über ist«, sagte er. »Wie lauten die letzten Anordnungen?«

»Es hat sich nichts geändert an den Anordnungen seit dem Morgen von Sir Philips Übersiedlung, Sir. Er bleibt morgen den ganzen Tag bis halb neun Uhr in der Downing Street, fährt dann um neun Uhr rüber ins Parlament zur Lesung des Gesetzentwurfs und kehrt um elf Uhr zurück.«

»Ich habe angeordnet, daß der Verkehr zwischen Viertel vor neun und Viertel nach neun über die Uferstraße umgeleitet wird und ebenso um elf Uhr herum«, sagte der Commissioner. »Vier geschlossene Droschken werden von der Downing Street zum Parlament fahren, und Sir Philip wird unmittelbar danach in einem Auto folgen.«

Es klopfte an die Tür - die Unterhaltung fand im Büro des Commissioners statt -, und ein Polizeibeamter trat ein. Er hatte eine Visitenkarte in einer Hand, die er auf den Tisch legte.

»Señor Jose di Silva«, las der Commissioner laut. »Der spanische Polizeichef«, erklärte er dem Superintendent. »Führen Sie ihn, bitte, herein!«

Señor di Silva, ein graziler, kleiner Mann mit einer ausgeprägten scharfen Nase und einem Bart, begrüßte die beiden Engländer mit jener übertriebenen Höflichkeit, wie sie für die offiziellen, amtlichen Kreise in Spanien typisch war.

»Es tut mir leid, daß ich Sie habe hierher bemühen lassen«, sagte der Commissioner, nachdem er dem Besucher die Hand geschüttelt und ihm Falmouth vorgestellt hatte. »Wir haben geglaubt, Sie könnten uns vielleicht bei unserer Suche nach Thery behilflich sein.«

»Glücklicherweise war ich in Paris«, antwortete der Spanier. »Ja, ich kenne Thery und bin erstaunt, ihn in so

vornehmer Gesellschaft wiederzufinden. Und die ›Vier?« Er schob die Schultern bis zu den Ohren hoch. »Wer kennt sie schon? Ich weiß um ihre Existenz. Da war so eine Geschichte in Malaga... Doch Thery ist kein guter Verbrecher. Ich war sehr überrascht, zu hören, daß er sich der Bande angeschlossen hat.«

»Übrigens«, sagte der Chef und nahm die Kopie des Polizeiberichts zur Hand, die auf dem Schreibtisch lag. Er überflog sie kurz. »Ihre Leute haben vergessen, uns mitzuteilen - obschon es im Grunde wirklich nicht von sehr großer Bedeutung ist -, was Thery eigentlich macht.«

Der spanische Polizeibeamte zog die Brauen zusammen.

»Therys Metier? Lassen Sie mich nachdenken.« Er überlegte einen Moment. »Therys Beruf? Ich glaube, ich kenne ihn nicht. Doch ich habe so das Gefühl, daß er was mit Gummi zu tun haben muß. Bei seinem ersten Verbrechen hat er Gummi gestohlen. Aber wenn Sie es ganz genau wissen wollen...«

Der Commissioner lachte. »Nein, es ist wirklich überhaupt nicht wichtig«, sagte er leichthin.

7

Dem zum Tode verurteilten Minister mußte noch ein weiteres Sendschreiben überreicht werden. Im letzten, das er bekommen hatte, stand der Satz: *Eine Warnung werden Sie noch von uns erhalten, und damit wir sicher sein können, daß sie auch nicht fehlgeleitet wird, überbringt Ihnen diese unsere letzte Botschaft einer von uns persönlich.*

Diese Passage beruhigte die Polizei mehr als alles andre. Sie hatte zu der Aufrichtigkeit der Vier ein ganz seltsames Vertrauen. Man hatte erkannt, daß dies nicht gewöhnliche Verbrecher waren und daß ihre Zusage unantastbar war. Hätte man anders gedacht, so wären all die komplizierten, umfangreichen Vorkehrungen zum Schütze Sir Philips nicht getroffen worden. Ihre Aufrichtigkeit war das außerordentlichste Merkmal der Vier.

In diesem Fall ließ sie die schwache Hoffnung aufkommen, daß die Männer, die der Gesetzesmacht trotzten, sich überschätzt und übernommen hatten.

Auf diesen Brief mit dieser Botschaft hatte sich Sir Philip so unbekümmert in seinem Gespräch mit seinem Sekretär bezogen. Er war mit der Post gekommen und mit dem Stempel *Balham, 12.15* versehen gewesen.

»Die Frage ist, sollen wir Sie vollkommen abschirmen, so daß diese Männer nicht die geringste Chance haben, ihre Drohung wahrzumachen«, fragte Superintendent Falmouth ein wenig verlegen, »oder sollen wir so tun, als würde unsere Wachsamkeit nachlassen, um einen der Vier in sein Verderben zu locken?«

Die Frage war an Sir Philip Ramon gerichtet, der in den Tiefen seines voluminösen Bürosessels versunken war.

»Wollen Sie mich als Köder benutzen?« fragte er scharf.

Der Kriminalbeamte protestierte energisch. »Das gerade nicht, Sir. Wir wollen diesen Männern doch nur die Chance geben...«

»Ich verstehe vollkommen«, sagte der Minister und wirkte verärgert.

Der Kriminalbeamte fuhr fort: »Wir wissen jetzt, wie die Höllenmaschine ins Parlament geschmuggelt worden ist. An dem Tag dieses frevelhaften Anschlags hatte man einen alten Abgeordneten, Mr. Bascoe, den Abgeordneten für North Torrington, das Parlament betreten sehen.«

»Ja - und?« sagte Sir Philip überrascht.

»Mr. Bascoe ist an jenem Tag mehr als hundert Meilen vom Parlament entfernt gewesen«, erklärte der Kriminalbeamte ruhig. »Vielleicht hätten wir es niemals herausgefunden, denn sein Name taucht nicht auf der Abstimmungsliste auf. Doch wir haben die ganze Zeit über den Vorfall im Parlament weiteruntersucht und vor ein paar Tagen diese Entdeckung gemacht.«

Sir Philip sprang auf und ging nervös im Zimmer auf und ab.

»Dann sind sie ganz augenscheinlich mit den Lebensbedingungen in England wohl vertraut.« Es war eine Behauptung, keine Frage.

»Augenscheinlich. Sie kennen sich hier aus, und das ist eine der Gefahren.«

»Aber Sie haben mir gesagt, daß es keine Gefahren gäbe - keine wirklichen Gefahren.« Sir Philip sah finster drein.

»Diese Gefahr besteht, Sir«, erwiderte der Kriminalbeamte. Er fixierte den Minister ruhig und senkte dann die Stimme. »Menschen, die sich so verkleiden können, zäh-

len wirklich nicht zu den gewöhnlichen Verbrechern. Ich weiß nicht, was sie ausgeheckt haben, aber auf jeden Fall gehen sie gründlich vor. Einer von ihnen scheint augenscheinlich ein Genie auf dem Gebiet der Maskierung zu sein. Er ist der Mann, vor dem ich mich fürchte. Heute.«

Sir Philip warf ungeduldig den Kopf zurück.

»Ich habe diese ganze Geschichte satt. Ich habe sie gründlich satt.« Er schlug mit der flachen Hand auf die Schreibtischkante. »Kriminalbeamte, Verkleidungen und maskierte Mörder. Für die Welt muß das hier bald das reinste Melodrama sein.«

»Sie müssen noch ein, zwei Tage Geduld haben«, sagte der Beamte.

(»Die vier Gerechten« gingen nicht nur dem Außenminister auf die Nerven.)

Und er setzte hinzu: »Wir haben noch nicht entschieden, wie wir heute abend vorgehen werden.«

»Machen Sie, was Sie wollen!« sagte Sir Philip knapp. Und dann: »Wird man mir erlauben, heute abend ins Parlament zu gehen?«

»Nein. Das steht nicht im Programm«, erwiederte der Kriminalbeamte.

Sir Philip war einen Moment lang in Gedanken versunken. »All diese Vorkehrungen werden doch wohl geheimgehalten?« fragte er schließlich.

»Absolut.«

»Wer weiß davon?«

»Sie, der Commissioner, Ihr Sekretär und ich.«

»Und sonst niemand?«

»Niemand. Aus dieser Ecke droht wohl kaum Gefahr. Wenn Ihre Sicherheit nur von der Geheimhaltung Ihrer Schritte abhängig würde, dann würde alles glattgehen.«

»Sind diese Vorkehrungen schriftlich festgehalten?«

fragte Sir Philip.

»Nein, Sir. Nichts ist schriftlich fixiert worden. Unsere Pläne sind nur mündlich festgelegt und weitergeleitet worden. Selbst der Premierminister weiß nichts darüber.«

Sir Philip seufzte erleichtert.

»Das ist gut so«, sagte er, als der Kriminalbeamte sich erhob, um zu gehen.

»Ich muß zum Commissioner, werde jedoch nur weniger als eine halbe Stunde weg sein. Ich würde vorschlagen, daß Sie in der Zwischenzeit nicht Ihr Zimmer verlassen.«

Sir Philip folgte ihm ins Vorzimmer, in dem Hamilton, sein Sekretär, saß.

»Ich hatte die letzten ein, zwei Tage ein unbehagliches Gefühl«, sagte Falmouth, als sich einer seiner Männer mit einem langen Mantel näherte und sich anschickte, ihm hineinzuhelfen. »Es war eine Art Instinkt, der mir sagte, daß ich beobachtet und verfolgt wurde. Deshalb benütze ich jetzt einen Wagen für meine Fahrten. Dem können sie nicht folgen, ohne eine gewisse Aufmerksamkeit zu erregen.« Er fuhr mit einer Hand in eine Tasche und brachte eine Art Autobrille zum Vorschein. Als er sie aufsetzte, lachte er ein klein wenig verlegen. »Das ist die einzige Verkleidung, zu der ich mich je bekannt habe, und ich muß gestehen, Sir Philip«, setzte er mit einigem Bedauern hinzu, »daß ich zum erstenmal in meiner fünf- und zwanzigjährigen Dienstzeit wie ein Detektiv auf der Bühne den Narr spiele.«

Nachdem Falmouth gegangen war, kehrte der Außenminister an seinen Schreibtisch zurück.

Er haßte es, allein zu sein. Es machte ihm Angst. Daß an die vierzig Kriminalbeamte in Rufweite waren, nahm ihm nicht das Gefühl der Einsamkeit. Das Schreckge-

spenst der Vier begleitete ihn überall hin, und die Angst vor ihnen hatte seine Nerven so zerrüttet, daß ihn schon das geringste Geräusch reizte. Er spielte mit dem Federhalter, der auf dem Schreibtisch lag, und kritzelt gedankenlos auf dem Löschblatt vor sich herum. Verärgert stellte er fest, daß das Gekritzel die Form der Ziffer 4 angenommen hatte.

War das Gesetz das alles wert? Wurde dieses Opfer verlangt? War die Maßnahme von solcher Bedeutung, daß sie das Risiko rechtfertigte?

Diese Fragen stellte er sich wieder und wieder. Und unmittelbar danach: Was für ein Opfer? Was für ein Risiko?

»Ich halte die Konsequenzen zu sehr für erwiesen«, murmelte er vor sich hin. Er warf den Federhalter beiseite und wandte sich halb vom Schreibtisch ab. »Es gibt absolut keine Gewißheit, daß sie ihr Wort halten. Bah! Es ist unmöglich, daß sie...«

Es klopfte an die Tür.

»Hallo, Superintendent!« rief der Außenminister aus, als die Tür sich öffnete. »Schon wieder zurück?«

Der Detective wischte sich ungestüm mit einem Taschentuch den Staub vom Schnurrbart und zog einen amtlich aussehenden, blauen Umschlag aus einer seiner Taschen.

»Ich dachte, ich sollte das lieber hier in Ihrer Obhut lassen«, sagte er und senkte die Stimme. »Der Gedanke ist mir gekommen, nachdem ich Sie verlassen hatte. Schließlich gibt es Unfälle.«

Der Minister nahm den Umschlag entgegen.

»Was ist es?« fragte er.

»Es wäre eine absolute Katastrophe für mich, wenn man es zufällig bei mir finden würde«, antwortete der Detective und wandte sich zum Gehen um.

»Was soll ich damit machen?«

»Ich wäre Ihnen sehr verbunden, wenn Sie ihn bis zu meiner Rückkehr in Ihrem Schreibtisch aufbewahren würden.«

Der Kriminalbeamte kehrte ins Vorzimmer zurück, schloß die Tür hinter sich, erwiderte den Gruß des Beamten in Zivil, der vor der Außentür Wache hielt, und ging weiter zum Auto, das auf ihn wartete.

Sir Philip sah auf den Umschlag und runzelte verwirrt die Stirn. Ganz oben stand: *Vertraulich*, und die Adresse lautete: *Department A.-C.I.D., Scotland Yard*.

»Irgendein vertraulicher Bericht«, dachte Sir Philip und zog ärgerlich die Möglichkeit in Betracht, daß darin irgendwelche Einzelheiten über die polizeilichen Vorkehrungen zu seinem Schutze stehen könnten. Er wußte nicht, daß er zufälligerweise die Wahrheit getroffen hatte; der Umschlag enthielt tatsächlich solche Einzelheiten.

Er legte den Brief in eine Schublade seines Schreibtisches und nahm sich ein paar Papiere vor.

Es waren Kopien des Gesetzentwurfes, für den er so viel riskierte.

Das Dokument war nicht sehr lang. Es enthielt nur wenige Absätze, und die Absichten, die in der Präambel kurz beschrieben waren, wurden knapp definiert. Es war nicht zu befürchten, daß dieses Gesetz am nächsten Tag nicht verabschiedet würde. Die Stimmenmehrheit war gesichert. Menschen waren in die Stadt zurückgeholt worden, Herumreisende zusammengetrommelt und Gebete und Drohungen gleichermaßen eingesetzt, um die rasch schrumpfende Macht der Regierung ganz auf dieses eine Gesetz zu konzentrieren. Und was die verzweifelten inständigen Bitten der Einpeitscher nicht hatten bewirken können, das hatte die Neugierde geschafft. Abgeordnete

beider Parteien eilten jedenfalls in die Stadt, um bei einem Schauspiel zugegen zu sein, das vielleicht Geschichte machen würde und - wie viele fürchteten - mit einer Tragödie enden konnte.

Während Sir Philip das Dokument durchlas, malte er sich im Geiste automatisch einen Angriffsplan aus, denn Tragödie hin oder her - das Gesetz berührte zu viele Interessen im Parlament, als daß eine Verabschiedung ohne stürmische Debatten denkbar war.

Er war ein Meister der Dialektik, ein glänzender Kasuist, ein brillanter Formulierer von Sätzen, die hieb- und stichfest waren.

Nein, er hatte nichts zu befürchten in der Debatte. Wenn nur...

Der Gedanke an die ›Vier Gerechten‹ schmerzte ihn. Nicht so sehr, weil sie sein Leben bedrohten. Darüber war er hinaus. Es war vielmehr der bloße Gedanke, daß ein neuer Faktor seine Kalkulationen störte, eine neue und eine gewaltige Macht, die nicht mit Argumenten besiegt oder mit beißendem Spott beiseite gewischt werden, gegen die man nicht intrigieren, noch sie mit irgendeiner parlamentarischen Methode beseitigen konnte. Er dachte nicht an einen Kompromiß. Die Möglichkeit, sich mit seinen Feinden zu einigen, kam ihm niemals in den Sinn.

»Ich werde es durchstehen!« schrie er immer wieder, unzählige Male, »ich werde es durchstehen...«

Und je näher der Augenblick rückte, um so fester wurde sein Entschluß, sich mit dieser neuen Weltmacht zu messen.

Das Telefon an seinem Ellbogen surrte. Er saß am Schreibtisch, den Kopf in die Hände gestützt. Langsam nahm er den Hörer ab. Die Stimme seines Butlers erinnerte ihn daran, daß er Anweisungen gegeben hatte, das

Haus am Portland Place zu schließen.

Das Haus sollte zwei oder drei Tage lang oder bis dieser Terror vorüber war, leer stehen. Er wollte das Leben seiner Diener nicht gefährden. Wenn die Vier ihren Plan auszuführen gedachten, dann würden sie keinen Mißerfolg riskieren, und falls sie für ihr Vorhaben eine Bombe wählten, würden sie vielleicht gleichzeitig, um sich doppelt abzusichern, in der Downing Street eine hochgehen lassen und am Portland Place einen Überfall inszenieren.

Er hatte sein Gespräch beendet und legte den Hörer gerade wieder zurück, als ein Klopfen an der Tür die Rückkehr des Kriminalbeamten ankündigte.

Falmouth musterte den Minister ängstlich.

»Ist niemand hiergewesen, Sir?« fragte er.

Sir Philip lächelte.

»Wenn Sie damit meinen, ob die Vier ihr Ultimatum persönlich abgeliefert haben, dann kann ich Sie beruhigen - sie haben es nicht.«

Erleichterung spiegelte sich ganz unverhohlen im Gesicht des Detectives.

»Gott sei Dank!« sagte er inbrünstig. »Ich hatte schreckliche Furcht, daß irgend etwas passieren würde, während ich fort war. Aber ich habe Neuigkeiten für Sie, Sir.«

»Tatsächlich?«

»Ja, Sir. Der Commissioner hat eine lange Kabeldepeche aus Amerika bekommen. Seit den beiden Morden, die in ihrem Land begangen worden sind, hat sich einer von Pinkertons Männern damit beschäftigt, Material zu sammeln. Jahrelang hat er das bruchstückhafte Beweismaterial zusammengesetzt und - nun, das hier ist seine Depesche.«

Der Kriminalbeamte zog ein Blatt aus einer seiner Ta-

schen, entfaltete es auf dem Schreibtisch und las laut:

*Pinkerton, Chicago - An den Polizei-Commissioner,
Scotland Yard, London.*

Warnen Sie Ramon, daß die Vier ihr Versprechen stets einhalten! Wenn sie gedroht haben, auf eine bestimmte Art und zu einem bestimmten Zeitpunkt zu töten, dann werden sie pünktlich zur Stelle sein. Wir haben Beweise dafür. Nach Andersons Tod wurde ein kleines Notizbuch draußen vor dem Fenster des Zimmers gefunden. Wurde offensichtlich dort fallen gelassen. Buch war leer - bis auf drei Seiten, auf denen in sauberer Schrift die ›Sechs Hinrichtungsmethoden‹ (Überschrift) festgehalten worden waren. Unterzeichnet war mit ›C‹ (dritter Buchstabe im Alphabet). Warnen Sie Ramon vor folgendem: Kaffee in nur irgendeiner Form zu trinken, Briefe oder Pakete zu öffnen, Seife zu verwenden, die nicht unter der Aufsicht eines vertrauenswürdigen Agenten hergestellt wurde, in irgendeinem Zimmer zu sitzen, das nicht Tag und Nacht von einem Polizeibeamten bewacht wird! Untersuchen Sie sein Schlafzimmer! Sehen Sie nach, ob es irgendeine Möglichkeit gibt, schwere betäubende Gase hineinzuleiten! Wir schicken mit der ›Lucania‹ zwei Männer zur Bewachung.

Hier endete der Detective, auch wenn ›Bewachung‹ nicht das letzte Wort in der Depesche gewesen war. Es gab noch einen unheilvollen Nachsatz: *Fürchte, sie werden zu spät kommen.*

»Dann glauben Sie also...«, begann der Staatsmann.

»... daß die Gefahr für Sie in einer dieser Handlungen liegt, vor denen uns Pinkerton warnt«, beendete Falmouth seinen Satz.« Es ist kaum zu befürchten, daß die

amerikanische Polizei leeres Geschwätz von sich gibt. Ihre Warnung entspringt einem sicheren Wissen. Deshalb scheint mir ihre Depesche sehr wichtig.«

Jemand klopfte heftig gegen die Türfüllung, und ohne eine Antwort abzuwarten, spazierte der Privatsekretär ins Zimmer herein, aufgeregt eine Zeitung schwenkend.

»Schauen Sie sich das an!« rief er. »Lesen Sie das! Die Vier haben ihr Versagen zugegeben.«

»Was?« schrie der Detective und griff nach der Zeitung.

»Was soll das bedeuten?« fragte Sir Philip scharf.

»Hören Sie, Sir! Diese Burschen scheinen tatsächlich einen Artikel über ihre ›Mission‹ geschrieben zu haben.«

»In welcher Zeitung?«

»Im *Megaphone*. Offensichtlich hat der Chefredakteur, als sie Thery wieder einfingen, den maskierten Mann gebeten, einen Artikel über sie selbst zu schreiben - und das haben sie jetzt getan. Und hier steht es - sie haben sich geschlagen gegeben und - und...«

Der Kriminalbeamte fiel mitten in die unzusammenhängende Rede des Sekretärs ein.

»Das *Bekenntnis der »Vier Gerechten«*, las er laut.

»Wo steht ihr Eingeständnis, versagt zu haben?«

»Etwa in der Mitte der Spalte. Ich habe ein Zeichen gemacht. Hier!«

Der junge Mann deutete mit einem zitternden Finger auf den Absatz.

Der Detective las:

»*Wir überlassen nichts dem Zufall. Wenn auch nur die kleinste Panne passiert, wenn auch nur die kleinste Kleinigkeit mißglückt, dann geben wir uns als geschlagen. Wir sind so überzeugt davon, daß unsere Existenz auf Erden für die Verwirklichung eines großen Planes not-*

wendig ist, und wir sind so sicher, die unentbehrlichen Werkzeuge einer göttlichen Vorsehung zu sein, daß wir um unserer Sache willen keine unnötigen Risiken einzugehen wagen. Daher ist es unbedingt erforderlich, daß die vielfältigen Vorbereitungen zu jeder Hinrichtung bis ins kleinste Detail durchgeführt werden. So wird es, zum Beispiel, notwendig für uns sein, Sir Philip Ramon unsere letzte Warnung zu überbringen. Und um dieser Warnung Nachdruck zu verleihen, ist es nach unserem Kodex wichtig, daß diese dem Minister von einem von uns persönlich überbracht wird. Es sind alle Vorkehrungen getroffen, um diesen Teil des Programms verwirklichen zu können. Und die außergewöhnlichen Anforderungen unseres Systems verlangen es, daß diese Warnung - gemäß unserem Versprechen - Sir Philipp heute abend vor acht Uhr überreicht wird, sonst fällt alles ins Wasser, und wir müssen auf die geplante Hinrichtung verzichten.«

Falmouth brach ab, und jeder Zug in seinem Gesicht drückte Enttäuschung aus.

»Ich hatte aufgrund Ihres Auftritts geglaubt, Sir, daß Sie tatsächlich etwas Neues entdeckt gehabt hätten. Das hier kenne ich bereits alles. Sobald sie den Artikel bekommen hatten, haben sie eine Kopie an den Yard geschickt.«

Der Sekretär schlug ungeduldig mit der Faust auf den Schreibtisch.

»Aber begreifen Sie denn nicht?« schrie er. »Ist Ihnen denn nicht klargeworden, daß es nicht mehr notwendig ist, Sir Philip noch weiterhin zu bewachen? Daß es keinen Grund mehr gibt, ihn als Köder zu benutzen oder überhaupt noch irgend etwas zu unternehmen, wenn wir diesen Männern Glauben schenken? Schauen Sie auf die Uhr!«

Sir Philips eine Hand verschwand im Uhrentäschchen. Er zog seine Uhr heraus, blickte auf das Zifferblatt und pfiff.

»Halb neun, bei Gott!« stieß er erstaunt hervor.

Und die drei anderen schwiegen verwundert.

Sir Philip brach das Schweigen.

»Es ist nur ein Trick, damit wir nicht mehr so wachsam sind«, sagte er rauh.

»Das glaube ich nicht«, entgegnete der Kriminalbeamte langsam. »Ich bin sicher, daß es das nicht ist. Zwar werde ich nicht aufhören, wachsam zu sein, aber ich glaube an die Aufrichtigkeit dieser Männer. Ich weiß nicht, warum ich das sage, denn ich habe in den letzten fünfundzwanzig Jahren mit vielen Verbrechern zu tun gehabt und niemals auch nur einen Pfifferling auf das Wort der Besten unter ihnen gegeben, aber irgendwie kann ich diesen Männern nicht mißtrauen. Wenn sie es nicht geschafft haben, ihre Botschaft abzugeben, dann werden sie uns nicht wieder belästigen.«

Ramon ging mit schnellen Schritten nervös auf und ab.

»Ich wünschte, ich könnte das auch glauben«, murmelte er. »Ich wünschte, ich hätte Ihr Vertrauen.«

Es kloppte an die Tür.

»Ein Eiltelegramm für Sir Philip«, sagte ein grauhaariger Diener.

Der Minister streckte eine Hand aus, aber der Kriminalbeamte war schneller.

»Denken Sie an Pinkertons Depesche, Sir!« sagte er und riß den braunen Umschlag auf.

Haben soeben ein Telegramm bekommen, aufgegeben um 7.52, Charing Cross. Es beginnt: »Wir haben dem Außenminister unsere letzte Botschaft überbracht...« Un-

terzeichnet: »Die Vier.« Ende. Ist das wahr? - Chefredakteur des ›Megaphone‹.

»Was hat das zu bedeuten?« fragte Falmouth bestürzt, als er das Telegramm gelesen hatte.

»Es bedeutet, mein lieber Mr. Falmouth«, erwiederte Sir Philip gereizt, »daß Ihre noblen Vier Lügner und Aufschneider und Mörder sind. Und es setzt hoffentlich gleichzeitig Ihrem lächerlichen Glauben an ihre Aufrichtigkeit ein Ende.«

Der Kriminalbeamte antwortete nicht. Seine Miene war umwölkt, und er biß verwirrt auf seiner Unterlippe herum.

»Es war niemand hier, nachdem ich gegangen war?« fragte er noch einmal.

»Niemand.«

»Sie haben also außer Ihrem Sekretär und mir keine Menschenseele gesehen?«

»Absolut niemand hat mit mir gesprochen oder sich mir auch nur bis auf zehn Meter genähert«, antwortete Ramon knapp.

Falmouth schüttelte verzweifelt den Kopf.

»Nun - ich... Wo sind unsere Leute?« fragte er, sprach jedoch mehr zu sich selbst und steuerte gleichzeitig auf die Tür zu.

In diesem Moment erinnerte sich Sir Philip an den Brief, der seiner Obhut anvertraut worden war.

»Sie sollten lieber Ihre wertvollen Dokumente wieder an sich nehmen«, sagte er.

Und er öffnete die Schublade und warf den ihm anvertrauten Brief auf den Schreibtisch.

Der Detective sah verblüfft aus.

»Was ist das?« fragte er und nahm den Umschlag hoch.

»Ich fürchte der Schock darüber, daß Sie sich bei der Beurteilung meiner Verfolger so getäuscht haben, hat Sie etwas verstört«, erwiderte Sir Philip und setzte anzüglich hinzu: »Ich muß den Commissioner bitten, mir einen Beamten zu schicken, der die Verbrecherseele besser zu beurteilen vermag und dessen Glauben an die Ehre von Mörtern weniger kindlich ist.«

»Was das anbelangt, Sir«, sagte Falmouth, ungerührt ob des Ausbruchs, »so müssen Sie das tun, was Sie für das beste halten. Ich habe meine Aufgabe zu meiner eigenen Zufriedenheit erfüllt. Und kein Chef kann so kritisch sein, wie ich selbst. Doch was mich jetzt sehr viel mehr interessiert, ist: Was meinten Sie damit - ich hätte Ihnen irgendwelche Papiere anvertraut?«

Der Außenminister starnte über den Schreibtisch hinweg auf den gelassen wirkenden Polizeibeamten.

»Ich spreche von dem Umschlag, Sir«, sagte er grob, »dessentwillen Sie noch mal zurückgekehrt sind, um ihn in meiner Obhut zu lassen.«

Der Detective fixierte ihn fassungslos.

»Ich - bin - nicht - zurückgekommen«, erklärte er mühsam. »Und ich habe keine Papiere in Ihrer Obhut gelassen.«

Er nahm den Umschlag vom Tisch, riß ihn auf und förderte einen weiteren Umschlag zu Tage. Als er das graugrüne Kuvert erblickte, stieß er einen spitzen Schrei aus.

»Das ist die Botschaft der Vier«, sagte Falmouth.

Der Außenminister taumelte einen Schritt zurück, bleich bis zu den Lippen.

»Und der Mann, der ihn überbracht hat?« keuchte Sir Philip.

»War einer der ›Vier Gerechten‹«, erwiderte der Kriminalbeamte grimmig. »Sie haben ihr Versprechen ge-

halten.«

Er schritt schnell auf die Tür zu, ging weiter ins Vorzimmer und winkte den Beamten in Zivil herbei, der an der Außentür Wache hielt.

»Erinnern Sie sich daran, wie ich hinausgegangen bin?« fragte er.

»Ja, Sir - an beide Male.«

»Beide Male - ha!« echte Falmouth unfreundlich.
»Und wie habe ich das zweite Mal ausgesehen?«

Sein Untergebener war bestürzt über die Art der Fragestellung.

»Wie - gewöhnlich«, stammelte er.

»Was hatte ich an?«

Der Constable dachte nach.

»Ihren langen Staubmantel«, sagte er schließlich.

»Und ich nehme an, ich hatte meine Autobrille auf?«

»Ja, Sir.«

»Das dachte ich mir«, murmelte Falmouth wütend und rannte die breite Marmortreppe hinunter, die in die Eingangshalle führte.

Dort standen vier Männer auf Posten. Sie grüßten ihn, als er näher kam.

»Erinnern Sie sich daran, wie ich weggegangen bin?« fragte er den Aufsicht führenden Sergeanten.

»Ja, Sir - an beide Male«, erwiderte der Beamte.

»Verdammst noch mal! Beide Male!« schnaubte Falmouth. »Wie lange war ich weg, bis ich das erste Mal zurückkehrte?«

»Fünf Minuten, Sir«, war die Antwort des erstaunten Beamten.

»Sie ließen sich gerade genug Zeit«, murmelte Falmouth vor sich hin und fragte dann laut: »Bin ich in meinem Wagen zurückgekehrt?«

»Ja, Sir.«

»Ah!« Hoffnung keimte in der Brust des Kriminalbeamten. »Haben Sie die Nummer gesehen?« fragte er und fürchtete sich fast vor der Antwort.

»Ja.«

Der Detective hätte den sturen Beamten am liebsten umarmt.

»Gut! Wie war sie?«

»A 17164.«

Falmouth notierte sich die Nummer rasch.

»Jackson!« rief er laut.

Einer der Männer in Zivil trat zu ihm und grüßte.

»Gehen Sie zum Yard und finden Sie heraus, auf welchen Namen der Wagen mit dieser Nummer registriert ist! Und wenn Sie ihn gefunden haben, gehen Sie zu dem Besitzer! Fragen Sie ihn, was er gemacht hat und wo er gewesen ist! Und falls notwendig, verhaften Sie ihn!«

Falmouth kehrte in Sir Philips Arbeitszimmer zurück. Der Staatsmann schritt immer noch erregt im Zimmer auf und ab. Der Sekretär trommelte nervös mit den Fingern auf der Schreibtischplatte herum. Der Brief war immer noch ungeöffnet.

»Wie ich mir schon dachte«, erklärte Falmouth, »war der Mann, den Sie gesehen haben, einer der ›Vier Rechten‹, der mich verkörpert hat. Er hat den Zeitpunkt bewundernswert gut gewählt. Meine eigenen Männer wurden getäuscht. Sie haben sich ein Auto beschafft, das meinem in der Bauart und farblich exakt glich und ergriffen ihre Chance und fuhren wenige Minuten, nachdem ich gegangen war, hierher in die Downing Street. Wir haben noch eine letzte Möglichkeit, ihn zu schnappen. Glücklicherweise hat der diensthabende Sergeant die Autonummer registriert. Vielleicht können wir ihn auf diese

Weise aufspüren. Hallo!«

Ein Diener stand an der Tür. Ihm hatte das ›Hallo‹ gegolten.

Ob der Superintendent für den Detective Jackson zu sprechen sei?

Er wartete in der Halle unten auf Falmouth.

»Entschuldigen Sie, Sir«, sagte Jackson salutierend, »aber ist da nicht irgendwas verkehrt an dieser Nummer?«

»Warum?« fragte Falmouth scharf.

»Weil A 17164 Ihre eigene Autonummer ist«, sagte der Mann.

8

Die letzte Warnung war kurz und sachlich.

Wir lassen Ihnen bis morgen abend Zeit, noch einmal Ihre Haltung zum Ausländer-Auslieferungs-Gesetz zu überdenken. Falls bis sechs Uhr abends in den Nachmittagszeitungen nicht bekanntgegeben wird, daß Sie diese geplante Maßnahme fallenlassen, werden wir gezwungen sein, unser Versprechen zu halten. Sie werden dann um acht Uhr abends sterben. Zu Ihrer Information legen wir eine knappe Liste all der Vorkehrungen, die die Geheimpolizei für Ihre Sicherheit morgen getroffen hat, bei. Leben Sie wohl!

Die vier Gerechten

Sir Philip überflog die Zeilen, ohne zu zittern. Er las auch den Zettel, auf dem in der eigenartigen Handschrift eines Ausländer ers die Details festgehalten waren, die die Polizei nicht aufzuschreiben gewagt hatte.

»Irgendwo muß es eine undichte Stelle geben«, sagte er. Und die zwei Männer, die ihn ängstlich beobachteten, bemerkten, wie grau im Gesicht und erschöpft ihr Schützling aussah.

»Diese Details waren nur vier Personen bekannt«, erklärte der Kriminalbeamte ruhig. »Und ich verpfände mein Leben dafür, daß weder durch den Commissioner noch durch mich etwas durchgesickert ist.«

»Noch durch mich!« protestierte der Privatsekretär emphatisch.

Sir Philip hob die Schultern und lächelte matt.

»Was spielt das schon für eine Rolle? Sie wissen es.

Auf welchem unheimlichen Weg sie von diesen geheimen Abmachungen erfahren haben, weiß ich nicht und ist mir auch egal. Die Frage ist nur, kann man mich morgen abend um acht Uhr ausreichend schützen?«

Falmouth biß die Zähne zusammen.

»Entweder kommen Sie aus dieser Sache lebend raus, oder sie werden, bei Gott, zwei Männer töten müssen«, sagte er, und das Funkeln in seinen Augen verriet seine Entschlossenheit.

Die Nachricht, daß der große Staatsmann noch einen Brief bekommen hatte, war gegen zehn Uhr abends in aller Munde. Sie machte in den Klubs und in den Theatern die Runde, und in den Pausen standen die Menschen mit ernsten Gesichtern im Vestibül und diskutierten über die Gefahr, in der Ramon schwelbe.

Das Unterhaus brodelte vor Erregung. In der Hoffnung, daß der Minister erschien, hatten sich besonders viele eingefunden, aber die Abgeordneten wurden enttäuscht, denn schon bald nach der Dinner-Pause wurde offensichtlich, daß Sir Philip nicht die Absicht hatte, sich an diesem Abend zu zeigen.

»Darf ich den sehr ehrenwerten Premierminister fragen, ob das Kabinett Seiner Majestät die Absicht hat, mit der Lesung des Ausländer-Auslieferungs-Gesetzes (politische Straftäter betreffend) fortzufahren«, meldete sich der radikale Abgeordnete für West Deptford zu Wort, »oder ob er es nicht in Anbetracht der ungewöhnlichen Umstände, die dieses Gesetz hervorgerufen hat, für ratsam hält, die Einbringung desselben aufzuschieben?«

Die Frage wurde mit einem Chor von ›Hört-hört-Zurufen begrüßt, und der Premierminister erhob sich langsam und blickte belustigt in die Richtung des Fragestellers.

»Ich kenne keine Umstände, die meinen sehr ehrenwerten Freund - der bedauerlicherweise heute abend nicht seinen Platz einnimmt - möglicherweise daran hindern könnten, die zweite Lesung des Gesetzes morgen zu vertagen«, antwortete er und setzte sich wieder.

»Worüber, zum Teufel, amüsiert er sich so?« brummte West Deptford einem Nachbarn zu.

»Er fühlt sich verteufelt unbehaglich, dieser J.K.«, bemerkte der andere weise. »Verteufelt unbehaglich. Jemand aus dem Kabinett hat mir heute erzählt, daß der alte J. K. sich verteufelt unbehaglich fühlen würde. ›Denken Sie an meine Worte!‹ hat er gesagt. ›Diese Geschichte mit den *Vier Gerechten* beschert dem Premierminister ein verteufelt unbehagliches Gefühl.« «

Woraufhin der ehrenwerte Abgeordnete West Deptford die Möglichkeit gab, die Tiefsinnigkeiten seines Nachbarn zu verdauen.

»Ich habe mein möglichstes getan, Ramon zu überreden, den Gesetzentwurf fallenzulassen«, fuhr der Premierminister fort. »Aber er ist unnachgiebig, und am erschreckendsten ist, daß er im tiefsten Innern überzeugt zu sein scheint, daß diese Burschen Wort halten.«

»Das ist ja absurd!« rief der Kolonialminister aufgebracht aus. »Es ist einfach undenkbar, daß ein solcher Zustand andauern kann. Das nagt an sämtlichen Wurzeln, das bringt die gesamte Zivilisation aus dem Gleichgewicht.«

»Es ist eine romantische Idee«, sagte der phlegmatische Premierminister. »Der Standpunkt der Vier ist im Grunde ziemlich logisch. Denken Sie nur an die ungeheure Macht, die oft in den Händen eines einzigen Mannes liegt, der Gutes oder Böses tun kann! Ein Kapitalist, der den Weltmarkt beherrscht, ein Spekulant, der sämtliche

Baumwolle oder allen Weizen aufkauft, während die Mühlen stillstehen, und das Volk hungert. Oder die Tyrannen und Despoten, die das Schicksal von Nationen bestimmen. Und dann denken Sie an diese vier Männer, die niemand kennt! Unwirkliche, nebulöse Gestalten, die als tragische Helden die Welt durchstreifen und den Kapitalisten, den Spekulanten und den Tyrannen verurteilen und hinrichten. Das Böse regiert überall - doch überall außerhalb der Reichweite des Gesetzesarmes.

Wir - das heißt diejenigen unter uns, die mystisch veranlagt sind - haben erklärt, Gott würde diese Menschen richten. Hier sind nun Männer, die sich selbst dieses göttliche Recht angemäßt haben, das oberste Strafgericht zu verkörpern. Wenn wir sie schnappen, werden sie ihr Leben höchst unromantisch beenden, auf sehr prosaische, alltägliche Art, in einer kleinen Zelle des Pentonville Goal, und die Welt wird nie begreifen, was für große Männer da umkommen.«

»Und Ramon?«

Der Premierminister lächelte.

»In diesem Fall haben sich diese Männer, glaube ich, einfach übernommen. Wenn sie sich damit zufriedengegeben hätten, erst zu töten und anschließend ihre Mission zu erklären, dann wäre Ramon gestorben, das bezweifle ich kaum. Aber sie haben eine Warnung nach der anderen abgeschickt und über ein dutzendmal ihre Macht demonstriert. Ich kenne nicht die Vorkehrungen, die von der Polizei getroffen worden sind, aber ich kann mir vorstellen, daß es morgen abend ebenso schwierig sein dürfte, an Ramon auch nur bis auf zehn Meter heranzukommen, wie für einen sibirischen Häftling, mit dem Zaren zu speisen.«

»Besteht keinerlei Aussicht, daß Ramon den Gesetzent-

wurf zurückzieht?« fragte der Kolonialminister.

Der Premierminister schüttelte den Kopf.

»Absolut keine«, erklärte er.

Ein Abgeordneter auf der vordersten Bank der Opposition erhob sich, und die Diskussion wurde unterbrochen. Das Haus leerte sich rasch, als allgemein bekannt wurde, daß Ramon nicht vorhatte, zu erscheinen, und die Abgeordneten scharten sich im Rauchsalon und der Lobby zusammen, um weiterhin Spekulationen zu dem Thema, das sie am meisten beschäftigte, anzustellen.

In der näheren Umgebung des Palace Yard hatten sich große Menschenmassen angesammelt - so wie sich in London eben Massen zusammenballen -, mit der vagen Hoffnung, einen Blick auf jenen Mann zu erhaschen, dessen Name in aller Munde war. Straßenhändler verkauften sein Porträt, Landstreicher trieben schwunghaften Handel mit dem wahren Leben und den Abenteuern der ›Vier Gerechten‹, und herumvagabundierende Straßensänger nahmen improvisierte Strophen in ihr Repertoire mit auf und verherrlichen den Mut dieses unerschrockenen Staatsmannes, der es wagte, den Drohungen feiger ausländischer und mörderischer Anarchisten zu trotzen.

Jene armseligen Liedertexte priesen Sir Philip, weil er zu verhindern versuchte, daß die Ausländer den ehrlich arbeitenden Menschen das Brot wegaßen.

Die Komik der grotesken Situation begeisterte auch Manfred, der mit Poiccart zum Westminster-Ende des Embankment mit der Kutsche gefahren war und von dort nun zu Fuß nach Whitehall spazierte. »Ich finde die Strophe über die mörderischen ausländischen Anarchisten, die den einheimischen Varianten dieser Spezies das Brot wegessen, ausgezeichnet«, sagte er kichernd.

Beide Männer trugen Abendanzüge, und Poiccart hatte im Knopfloch das Seidenband eines ›Chevalier de la legion d'honneur‹.

Manfred fuhr fort: »So eine Sensation hat es wohl in London nicht mehr gegeben seit... Nun, seit wann?«

Er bemerkte das grimmige Lächeln Poiccards und lächelte ebenfalls.

»Nun?«

»Ich habe dieselbe Frage dem Maître d'hôtel gestellt«, sagte Poiccart langsam, wie jemand, der nicht gewillt ist, mitzuscherzen. »Er hat die allgemeine Erregung mit den Zeiten der grauenhaften East-End-Morde verglichen.«

Manfred blieb abrupt stehen und blickte seinen Partner entsetzt an.

»Du lieber Himmel!« rief er bestürzt aus. »Es ist mir nie in den Sinn gekommen, daß wir mit *ihm* verglichen werden könnten!«

Sie gingen wieder weiter.

»Das ist die allzeit gegenwärtige Trivialität«, bemerkte Poiccart gelassen. »Selbst De Quincey hat den Engländern nichts beibringen können. Der ›Gott der Gerechtigkeit‹ hat hier nur einen einzigen Interpreten. Er wohnt in einem Gasthaus in Lancashire und ist ein Kenner und aufgeweckter Jünger des beklagten Marwood, dessen Lehre er noch verbessert hat.«

Sie überquerten Whitehall dort, wo es nach Scotland Yard abging.

Ein Mann schlurfte an ihnen vorbei, den Kopf gesenkt, die Hände tief in den Taschen seines zerlumpten Jacketts vergraben. Er warf ihnen einen flüchtigen Seitenblick zu, blieb, als sie vorbei waren, stehen und sah ihnen nach. Dann machte er kehrt, beschleunigte seine schlurfenden Schritte und folgte ihnen.

Dichtes Gewühl und ein endlos scheinender Verkehrsstrom zwangen Manfred und Poiccart, an der Ecke der Cockspur Street stehenzubleiben und auf eine Gelegenheit zu warten, die Straße überqueren zu können. Sie wurden angerempelt, als der wartende Menschenknäuel immer dichter wurde, aber schließlich konnten sie über die Straße. Sie spazierten weiter in Richtung St. Martin's Lane. Der Vergleich, den Poiccart zitiert hatte, ließ Manfred noch immer nicht los.

»Bestimmt werden heute abend im königlichen Hoftheater viele Menschen Brutus applaudieren, wenn er von der Gerechtigkeit spricht. Und man wird keinen ernsthaften Geschichtsforscher noch einen Menschen mit durchschnittlicher Intelligenz finden, der nicht ohne zu zögern auf die Frage: ›Wäre es nicht ein Segen Gottes gewesen, wenn man Bonaparte auf seiner Rückkehr aus Ägypten ermordet hätte?‹ mit ›Ja‹ antworten würde. Aber wir - wir sind Mörder!«

»Sie würden sicher keine Statue für den Mörder Napoleons errichtet haben«, bemerkte Poiccart leichthin. »Ebensowenig wie sie Feiton offen gepiresen haben, der einen lasterhaften, liederlichen, ausschweifenden Minister Charles I. ermordet hat. Die Nachwelt wird uns vielleicht Gerechtigkeit widerfahren lassen.« Es klang ein wenig spöttisch. »Ich für meinen Teil gebe mich damit zufrieden, daß mir mein Gewissen zustimmt.«

Er schmiß die Zigarre weg, die er geraucht hatte, und griff in die Innentasche seines Gehrocks, um eine andere hervorzuholen. Doch die Hand kam ohne Zigarre wieder zum Vorschein, und er pfiff einem vorüberfahrenden Wagen.

Manfred sah ihn überrascht an. »Was ist los? Ich dachte, Sie wollten zu Fuß gehen?«

Trotzdem stieg er in die Droschke ein, und Poiccart folgte ihm und nannte durch die Klappe den Zielort: »Baker Street Station!«

Die Droschke ratterte durch die Shaftesbury Avenue, als Poiccart endlich eine Erklärung abgab.

»Ich bin beraubt worden«, sagte er und senkte die Stimme. »Meine Uhr ist weg. Aber das spielt keine Rolle. Doch es ist auch mein Notizbuch mit den Anweisungen für Thery weg. Und das spielt eine große Rolle.«

»Vielleicht war es nur ein gewöhnlicher Taschendieb«, bemerkte Manfred. »Schließlich hat er die Uhr gestohlen.«

Poiccart durchsuchte rasch seine Taschen.

»Sonst fehlt nichts«, sagte er. »Vielleicht ist es so, wie Sie sagen. Ein Taschendieb, der sich über die Uhr freut und das Notizbuch in den nächsten Rinnstein oder Abfluß wirft. Aber es könnte auch ein Polizeispitzel gewesen sein.«

»Stand irgend etwas drin, was Sie identifizieren könnte?« fragte Manfred in beunruhigtem Ton.

»Nichts«, war die prompte Antwort. »Aber wenn die Polizei nicht blind ist, dann wird sie mit den Kalkulationen und Plänen was anzufangen wissen. Möglicherweise gelangt es gar nicht in ihre Hände, doch wenn - und wenn der Dieb uns wiedererkennt -, dann sitzen wir in der Pat-sche.«

Die Kutsche hielt an der unteren Haltestelle der Baker Street, und die beiden Männer stiegen aus.

»Ich werde in Richtung Osten gehen«, erklärte Poiccart. »Wir sehen uns morgen früh. Bis dahin werde ich wissen, ob das Notizbuch bei Scotland Yard gelandet ist. Gute Nacht!«

Und damit trennten sich die beiden Männer.

Wenn Billy Marks nicht ein Gläschen getrunken gehabt hätte, dann wäre er mit seiner nächtlichen Ausbeute restlos zufrieden gewesen. Doch durch den Alkohol - der so viele gute Menschen vom Wege abbringt - mit trügerischem Selbstvertrauen vollgepumpt, glaubte Billy, es wäre eine Sünde, die Gelegenheiten, die die Götter ihm gezeigt hatten, nicht wahrzunehmen.

Die durch die Drohungen der ›Vier Gerechten‹ hervorgerufene allgemeine Erregung hatte alle Londoner aus den Vororten nach Westminster gebracht, und Billy fand auf der Surrey-Seite der Brücke Hunderte von geduldigen Vorstädtern, die auf ihre Verbindungslien nach Streatham, Camberwell, Clapham und Greenwich warteten.

Da es noch verhältnismäßig früh am Abend war, beschloß Billy, die Straßenbahnen abzuklappern.

Er klaute einer korplulenten alten Lady in Schwarz eine Geldbörse, einem Gentleman mit Zylinder eine Waterbury-Uhr, aus einer eleganten Handtasche einen kleinen Taschenspiegel. Billy wollte seine Operation mit der Erforschung des Beutels einer jungen Lady aus besseren Kreisen beenden. Wieder war er erfolgreich: Ein Geldbeutel und ein Spitzentaschentuch. Er traf Vorbereitungen, sich bescheiden zurückzuziehen.

In diesem Augenblick hauchte ihm eine sanfte Stimme ins Ohr: »Hallo, Billy!«

Er kannte die Stimme, und ihm wurde sofort unbehaglich zumute. »Hallo, Mr. Howard!« rief er mit geheuchelter Freude aus. »Wie geht's denn, Sir? Na so was, Sie hier zutreffen!«

»Wo willst du denn hin, Billy?« fragte der so willkommen geheiße Mr. Howard und packte freundschaftlich Billys einen Arm.

»Nach Hause«, sagte der tugendhafte Billy.

»Ja, ein Zuhause ist es«, entgegnete Mr. Howard und führte den sich sträubenden Billy aus der Menge heraus.
»Ein Zuhause, ein reizendes Zuhause, Billy.«

Dann rief er einem anderen jungen Mann, den er zu kennen schien, zu: »Steigen Sie in den Waggon dort, Porter, und fragen Sie, wem was fehlt! Und wenn sich jemand röhrt, bringen Sie ihn mit!«

Der andere junge Mann gehorchte.

»Und nun«, sagte Mr. Howard, sich wieder Billy zuwendend, dessen Arm er immer noch liebevoll umklammerte, »erzähl mir mal, wie es dir so ergangen ist!«

»Hören Sie, Mr. Howard, was soll das?« fragte Billy ernst. »Wo bringen Sie mich hin?«

»Da, wo ich dich immer hinbringe«, antwortete Mr. Howard mit trauriger Stimme. »Es ist immer dasselbe alte Spiel, Billy, und ich bringe dich an denselben alten, entzückenden Ort.«

»Diesmal irren Sie sich, Chef!« schrie Billy wütend.

Man hörte leise etwas klimpern.

»Erlaubst du, Billy«, sagte Mr. Howard und bückte sich rasch.

Er hob die Geldbörse auf, die Billy fallen gelassen hatte.

Auf dem Polizeirevier täuschte der diensthabende Sergeant riesige Freude bei Billys Ankunft vor, und der Gefängniswärter, der Billy hinter Stahlgitter steckte und mit flinken Fingern geübt seine Taschen durchsuchte, begrüßte ihn als alten Bekannten.

»Goldene Uhr, Hälfte einer Kette, Gold, drei Geldbörsen, zwei Taschentücher und ein Notizbuch aus rotem Saffianleder«, berichtete der Gefängniswärter.

Der Sergeant nickte beifällig.

»Eine recht schöne Tagesbeute, William«, sagte er.

»Wieviel werd' ich diesmal kriegen?« fragte der Verhaftete.

Mr. Howard, ein Beamter in Zivil, der gerade dabei war, Angaben zur Person seines ›Schütlings‹ zu machen, meinte: »Neun Monate.«

»Na hören Sie mal!« rief Billy Marks bestürzt aus.

»Es steht fest«, sagte der Sergeant, »daß du ein Spitzbube und ein Vagabund bist, Billy, und dazu noch ein kleiner Taschendieb. Diesmal kommst du vors Strafgericht. Nummer acht!«

Die letzten Worte waren an den Gefängnisaufseher gerichtet, der Billy zu den Zellen wegführte. Dieser protestierte heftig und schimpfte auf die Polizei, die sich nur auf die armen Teufel stürzte, aber blutdürstige Mörder, wie die ›Vier Gerechten‹ nicht aufspüren konnte.

»Wofür zahlen wir eigentlich Steuern?« fragte Billy entrüstet durch das Zellengitter.

»Du wirst herzlich wenig gezahlt haben, Billy«, antwortete ihm der Gefängniswärter und sicherte die Zellentür mit zwei Schloßern ab.

Unterdessen nahmen Mr. Howard und der Sergeant in der Wachstube die gestohlenen Gegenstände unter die Lupe. P. C. Porter hatte drei Personen angeschleppt, die ihr Eigentum identifizierten.

»Damit wären wir alles wieder los - bis auf die goldene Uhr und das Notizbuch«, erklärte der Sergeant, nachdem die Besitzer ihr Eigentum an sich genommen hatten und abgezogen waren. »Goldene Uhr, Elgin-Sprungdeckeluhr, Nr. 5029020. Das Notizbuch enthält keine Adressen, keine Geschäftskarten, keine Legitimationspapiere. Nur drei Seiten sind beschrieben. Und was das hier zu bedeuten hat, weiß ich nicht.«

Der Sergeant überreichte Howard das Büchlein. Auf der Seite, die den Polizisten besonders verwirrt hatte, stand eine Reihe von Straßennamen. Hinter jeden Straßennamen waren kabbalistische Geheimzeichen gekritzelt.

Die Straßennamen lauteten: Portland Place, Regent Street, Carnaby Street, Shaftesbury Avenue, Coventry Street, Fall Mall, Cockspur Street und Whitehall.

»Sieht wie das Tagebuch einer Schnitzeljagd aus«, sagte Mr. Howard. »Was steht auf den anderen Seiten?«

Sie blätterten um. Auf der nächsten Seite standen nur Zahlen.

»Hm«, machte der enttäuschte Sergeant und blätterte abermals um. Der Text auf der dritten Seite war zwar lesbar, war aber

wohl in der größten Hast niedergeschrieben worden, wie nach einem Diktat.

»Der Bursche, der das hier notiert hat, mußte offensichtlich zum Zug«, bemerkte Mr. Howard scherhaft und deutete auf die Abkürzungen.

Wird D. S. nicht verlassen, außer um zu Hs. zu fahren. Wird zu Hs. fahren in M.Y. (4 Drosch.-Attrappen voran), 8.30. An die 2600 P. leiten v. u. n. Verk. ü. Embank., 80 Spez.A. i. D.S. Einer in j. Z., drei j. Kor., sechs Kel., sechs Dch. Alle Trn. weit offen, damit j. jn. seh. k. Alle Spez.A. haben Rev. Niemand außer F. u. H. dürfen Nähe R. In Hse Bes.Gal. voll Spez.A. Ges. Press, bürgt für 200 Spez.A in Kor. Wenn notw. Bataillons-Reg. zur Verfüg.

Der Sergeant las den Text sehr langsam durch.

»Was, zum Teufel, soll denn das bedeuten?« fragte er schließlich hilflos.

Genau in diesem Moment verdiente sich Constable Howard seine Beförderung.

»Geben Sie mir das Notizbuch für zehn Minuten!« bat er aufgereggt.

Der Sergeant überreichte ihm staunend das Büchlein.

»Ich glaube, ich kann einen Eigentümer dafür finden«, sagte Howard.

Seine Hand zitterte, als er das Buch entgegennahm. Er drückte sich den Hut auf den Kopf und rannte auf die Straße.

Er lief den ganzen Weg bis zur Hauptstraße. Dort sprang er in eine Kutsche und rief dem Kutscher rasch zu:

»Whitehall - und fahren Sie wie der Teufel!«

Wenige Minuten später erklärte er dem diensthabenden Inspektor des Polizeikordons, der den Eingang zur Downing Street absperzte, um was es ging.

»Constable Howard, 946 L. Reserve«, stellte er sich vor.

»Ich habe eine sehr wichtige Nachricht für Superintendent Falmouth.«

Falmouth, der müde und erschöpft aussah, hörte sich die Story des Kollegen an.

»Es sieht mir so aus«, fuhr Howard atemlos fort, »als wenn dies etwas mit Ihrem Fall zu tun hätte, Sir. D. S. ist Downing Street und...«

Er holte das Buch hervor, und Falmouth schnappte es sich. Er las ein paar Worte und stieß dann einen Triumphschrei aus.

»Unsere geheimen Instruktionen!« rief er aus.

Im nächsten Moment packte er den Constable am Arm und zog ihn in die Eingangshalle hinaus.

»Ist mein Wagen da?« fragte er.

Als Antwort auf einen Pfiff fuhr ein Wagen vor.

»Steigen Sie rasch ein, Howard!« drängte der Detective.

Und der Wagen bog in die Whitehall ein.

»Wer ist der Dieb?« fragte Falmouth

»Billy Marks, Sir«, erwiederte Howard. »Sie werden ihn wahrscheinlich nicht kennen, aber in Lambeth unten ist er recht bekannt.«

»O doch!« verbesserte ihn Falmouth hastig, »ich kenn' Billy sehr gut sogar. Mal sehen, was er zu erzählen hat.«

Das Auto hielt vor der Polizeistation, und die beiden Männer sprangen heraus.

Der Sergeant sprang auf, als er den berühmten Falmouth erkannte, und salutierte.

»Ich möchte gern den Häftling Marks sprechen«, erklärte Falmouth knapp.

Billy, den man aus dem Schlaf gerissen hatte, kam blinzelnd in die Wachstube.

»Nun, Billy«, sagte der Kriminalbeamte, »ich muß ein paar Takte mit dir reden.«

»Oh - Mr. Falmouth!« rief der erstaunte Billy aus, und so etwas wie Furcht spiegelte sich in seinem Gesicht. »Ich hab' nichts mit der ›Oxton-Affäre‹ zu tun, Gott steh mir bei!«

»Nun beruhige dich erst mal, Billy! Ich bin wegen nichts hinter dir her, und wenn du meine Fragen wahrheitsgetreu beantwortest, dann wird man die vorliegende Anklage vielleicht fallenlassen, und du wirst obendrein noch eine Belohnung bekommen.«

Billy war mißtrauisch.

»Ich werde niemanden verpfeifen, wenn es das ist, was Sie wollen«, sagte er mürrisch.

»Auch davon ist nicht die Rede«, klärte ihn der Detec-

tive ungeduldig auf. »Ich möchte lediglich wissen, wo du dieses Notizbuch her hast.«

Er hielt es in die Höhe.

Billy grinste.

»Hab's auf der Straße gefunden«, log er.

»Ich will die Wahrheit hören!« schnaubte Falmouth.

»Na ja«, sagte Billy trotzig, »ich hab's geklaut.«

»Wem?«

»Hab' ihn nicht nach seinem Namen gefragt«, war die unverschämte Antwort.

Der Kriminalbeamte holte tief Luft.

»Jetzt hör mir mal zu«, sagte er und senkte die Stimme.

»Du hast doch von den ›Vier Gerechten‹ gehört?«

Billy nickte und riß erstaunt die Augen auf ob dieser Frage.

»Nun, dieser Mann, dem dieses Notizbuch gehört, ist einer von ihnen«, rief Falmouth eindrucksvoll aus.

»Was?« schrie Billy.

»Für seine Festnahme ist eine Belohnung von tausend Pfund ausgesetzt. Wenn deine Beschreibung zu seiner Verhaftung führt, gehört der Tausender dir.«

Marks stand wie gelähmt da.

»Ein Tausender - ein Tausender«, murmelte er verstört.

»Und ich hätte ihn so leicht schnappen können.«

»Nun mach schon!« schrie ihn Falmouth scharf an. »Du kannst ihn immer noch schnappen. Sag uns, wie er ausgesehen hat!«

Billy runzelte nachdenklich die Stirn.

»Er hat wie ein Gentleman ausgesehn«, sagte er schließlich und versuchte das Chaos in seinem Kopf zu ordnen und sich an das Opfer zu erinnern. »Er trug eine weiße Weste, ein weißes Hemd, hübsche Lackschuhe...«

»Und sein Gesicht? Sein Gesicht!« drängte der Krimi-

nalbeamte.

»Sein Gesicht?« wiederholte Billy ungehalten. »Woher soll ich wissen, wie es aussah? Ich schau' doch so einem Kerl nicht ins Gesicht, wenn ich ihm die Uhr klaue!«

9

»Du verfluchter Tölpel! Du höllischer Dummkopf!« wütete der Detective. Er packte Billy am Kragen und schüttelte ihn wie eine Ratte. »Willst du mir etwa erzählen, daß du einen der ›Vier Gerechten‹ vor dir hattest und dir nicht mal die Mühe gemacht hast, ihn anzusehen?«

Billy wand sich aus seinem Griff.

»Lassen Sie mich in Frieden!« sagte er trotzig. »Woher sollte ich wissen, daß es einer der ›Vier Gerechten‹ war? Und woher wissen Sie es überhaupt?« setzte er mit verschlagener Miene hinzu.

Billys Verstand begann auf Hochtouren zu arbeiten. Er sah eine Chance, aus seiner Lage, die er noch vor fünf Minuten als einmalig unglücklich angesehen hatte, Kapital zu schlagen.

»Ich hab' zumindest einen flüchtigen Blick auf sie werfen können«, sagte er. »Sie...«

»Sie?« fragte Falmouth rasch dazwischen. »Wie viele waren es denn?«

»Ist ja egal«, antwortete Billy mürrisch.

Er kostete seine Macht voll aus.

»Billy, ich meine es ernst. Wenn du etwas weißt, dann mußt du es uns sagen.«

»Ha!« rief der Verhaftete höhnisch aus. »Muß ich? Tatsächlich? Nun, ich kenne das Gesetz so gut wie Sie. Sie können niemanden zum Sprechen bringen, wenn derjenige nicht reden will. Sie können gar nichts...«

Der Detective gab den anderen Polizeibeamten ein Zeichen, sich zu entfernen, und als sie außer Hörweite waren, senkte er die Stimme und flüsterte: »Harry Moss ist letzte Woche entlassen worden.«

Billy wurde rot und senkte den Blick.

»Ich kenne keinen Harry Moss«, knurrte er.

»Harry Moss ist also letzte Woche entlassen worden«, fuhr der Detective unbirrt fort, »nachdem er drei Jahre lang wegen gewalttätigen Raubüberfalls gesessen hatte. Drei Jahre und zehn Peitschenhiebe.«

»Ich weiß nichts von der ganzen Sache«, sagte Marks im gleichen Ton.

»Er war spurlos verschwunden, und die Polizei hatte keine Anhaltspunkte«, sagte der Detective mitleidlos, »und wahrscheinlich hätten sie ihn auch bis zum heutigen Tag nicht geschnappt, wenn... Aufgrund einer vertraulichen Information haben sie ihn dann jedoch eines Nachts aus seinem Bett in der Leman Street geholt.«

Billy befeuchtete seine trockenen Lippen, sagte aber nichts.

»Harry Moss würde gern wissen, wem er diese drei Jahre Knast zu verdanken hat. Und die zehn Peitschenhiebe. Menschen, die die Peitsche zu spüren bekommen haben, Billy, haben ein gutes Gedächtnis.«

»Das ist nicht fair, Mr. Falmouth!« schrie Billy heiser. »Ich saß - ein bißchen in der Klemme, und Harry Moss war kein Kumpel von mir - und die Polizei wollte gern wissen...«

»Und die Polizei will auch jetzt etwas wissen«, fiel ihm Falmouth ins Wort.

Billy Marks schwieg einen Moment lang.

»Ich werde Ihnen alles sagen, was ich weiß«, versprach er schließlich und räusperte sich.

Falmouth unterbrach ihn erneut.

»Nicht hier!« sagte er und wandte sich zu dem diensthabenden Beamten um. »Sergeant, Sie können diesen Mann gegen Kaution auf freien Fuß setzen. Ich werde für

ihn bürgen.«

Billy schien an der Komik der Situation Gefallen zu finden, denn er grinste einfältig und war wieder guter Laune.

»Das erste Mal, daß die Polizei Kaution für mich stellt«, scherzte er.

Detective Falmouth fuhr im Auto mit seinem ›Schützling‹ nach Scotland Yard, wo Billy sich im Büro des Superintendenten darauf einrichtete, seine Geschichte zu erzählen.

»Bevor du anfängst, möchte ich dich darauf hinweisen, daß du dich so kurz wie möglich zu fassen hast«, warnte ihn Falmouth. »Jede Minute ist kostbar.«

Billy erzählte also seine Geschichte. Trotz der Warnung fehlte es nicht an Ausschmückungen, die der Detective sich ungeduldig anhören mußte.

Bis der Taschendieb endlich zur Sache kam.

»Es waren zwei. Der eine war groß, der andere war nicht so groß. Ich hörte den einen sagen: ›Mein lieber George...‹ Der Kleinere hat das gesagt, der, dem ich den Chronometer und das Notizbuch abgenommen habe. Hat da was drin gestanden in dem Notizbuch?« fragte Billy plötzlich.

»Mach weiter!« drängte der Detective.

»Nun«, fuhr Billy fort, »ich bin ihnen nachgegangen bis zum Ende der Straße, und als sie an der Kreuzung warten mußten, um zur Charing Cross Road hinüberzukommen, hab' ich die Uhr geklaut, verstehen Sie?«

»Um wieviel Uhr war das?«

»Halb elf vielleicht - oder es kann auch schon elf gewesen sein.«

»Und ihre Gesichter hast du nicht gesehen?«

Der Dieb schüttelte emphatisch den Kopf.

»Und wenn ich ewig hier sitzen bleiben muß - ich habe sie nicht gesehen, Mr. Falmouth«, sagte er ernst.

Der Detective erhob sich seufzend.

»Ich fürchte, du bist keine große Hilfe für mich, Billy«, sagte er bedauernd. »Hast du bemerkt, ob sie Bärte trugen oder ob sie glattrasiert waren oder...«

Billy schüttelte betrübt den Kopf.

»Ich könnte Ihnen leicht irgend etwas vorlügen, Mr. Falmouth«, gestand er freimütig. »Ich könnte leicht irgendeine Geschichte erfinden, die Sie schlucken, aber ich bin ehrlich zu Ihnen.«

Der Detective erkannte, daß Billy aufrichtig war, und nickte.

»Du hast dein Bestes getan, Billy«, sagte er. Und dann: »Hör zu, was ich vorhave. Du bist der einzige Mann auf der Welt, der jemals auch nur einen der ›Vier Gerechten‹ gesehen hat - und noch lebt, um die Story zu erzählen. Wenn du dich auch nicht an sein Gesicht erinnern kannst, so erkennst du ihn vielleicht doch wieder, wenn du ihm noch einmal auf der Straße begegnest. Vielleicht an seinem Gang oder an der Art, wie er seine Hände bewegt - an irgend etwas, an das du dich jetzt nicht erinnern kannst. Aber wenn du es wiedersiehst, dann wirst du es erkennen. Aus diesem Grund werde ich dich bis übermorgen auf freiem Fuß lassen. Ich möchte, daß du diesen Mann findest, den dubeklaut hast. Hier hast du einen Sovereign. Geh nach Hause, schlaf ein bißchen, steh so früh auf, wie du nur kannst, und wende dich nach Westen!« Falmouth ging an seinen Schreibtisch und schrieb etwas auf eine Karte. »Nimm das hier! Und wenn du den Mann oder seinen Begleiter siehst, dann folge ihnen! Und dem ersten Polizisten, der dir über den Weg läuft, zeigst du diese Karte und deutest auf den Mann! Dann wirst du

um tausend Pfund reicher sein, wenn du dich abends zu Bett legst.«

Billy nahm die Karte entgegen.

»Wenn du mich sprechen willst, so wirst du jederzeit hier jemanden finden, der weiß, wo ich bin. Gute Nacht!«

Und Billy machte sich auf den Weg. Seine Gedanken wirbelten wild durcheinander, und in seiner Westentasche steckte eine Visitenkarte mit einem Haftbefehl auf der Rückseite.

Es war ein strahlender, klarer Morgen, der über London hereinbrach an jenem Tag, der zum Zeugen großer Ereignisse werden sollte.

Manfred hatte die Nacht, entgegen seiner sonstigen Gewohnheit, in der Werkstatt in der Carnaby Street verbracht und beobachtete jetzt die Morgendämmerung vom flachen Dach des Gebäudes aus. Er lag auf einer Wolldecke, mit dem Gesicht nach unten, den Kopf in die Hände gestützt. Das weiße, unbarmherzige Licht der Dämmerung ließ sein markantes Gesicht zerfurcht und abgehärmert erscheinen. Selbst die weißen Fäden in seinem gestutzten Bart wurden durch das Morgenlicht betont. Er sah müde und niedergeschlagen aus und so ganz anders als sonst, daß Gonsalez, der kurz vor Sonnenaufgang durch die Dachluke geklettert kam, so alarmiert war, wie es fast nicht möglich schien bei seinem Phlegma.

Er berührte ihn am Arm, und Manfred zuckte zusammen.

»Was ist los?« fragte Leon leise.

Manfreds Lächeln und sein Kopfschütteln beruhigten den Fragenden nicht.

»Ist es Poiccart und der Dieb?«

»Ja.« Manfred nickte. Dann fragte er laut: »Haben Sie

schon jemals bei einem unserer Fälle so ein Gefühl gehabt wie bei diesem?«

Gonsalez starnte nachdenklich vor sich hin.

»Ja«, gab er dann zu und sprach jetzt so leise, daß es fast nur ein Flüstern war. »Einmal. Die Frau in Warschau. Erinnern Sie sich, wie einfach alles zu Anfang schien und wie dann ein Ereignis nach dem anderen unsere Pläne durchkreuzte - bis ich allmählich das Gefühl hatte, wie auch jetzt, daß wir scheitern würden.«

»Nein, nein, nein!« widersprach Manfred heftig. »Wir dürfen nicht vom Scheitern sprechen, Leon. Nicht einmal denken sollten wir so etwas.«

Er kroch zu der Luke und ließ sich langsam in den Korridor hinuntergleiten. Gonsalez folgte.

»Thery?« fragte er.

»Schläft.«

Sie wollten eben ins Arbeitszimmer - Manfreds Hand lag noch auf der Türklinke -, als sie unten im Hur Schritte hörten.

»Wer ist da?« rief Manfred.

Ein leises Pfeifen von unten ließ ihn die Treppe herunterstürmen.

»Poiccart!« rief er aus.

Poiccart war unrasiert, staubig - erschöpft.

»Nun?« sagte Manfred grob, und es klang fast ein wenig brutal.

»Gehen wir nach oben«, antwortete Poiccart kurz.

Die drei Männer stiegen die staubige Treppe hoch. Nichts wurde gesprochen, bis sie in dem kleinen Wohnzimmer waren.

Dann ergriff Poiccart das Wort.

»Selbst die Sterne sind gegen uns«, begann er und ließ sich in den einzigen bequemen Stuhl im Raum fallen,

während er seinen Hut in eine Ecke warf. »Der Mann, der mein Notizbuch gestohlen hat, ist von der Polizei verhaftet worden. Er ist ein stadtbekannter Gelegenheitsdieb und wurde unglückseligerweise an diesem Abend observiert. Man fand das Notizbuch bei ihm. Doch alles hätte noch gutgehen können, wenn nicht ein ungewöhnlich gewitzter Polizeibeamter den Inhalt desselben mit uns in Verbindung gebracht hätte.

Nachdem ich Sie verlassen hatte, ging ich nach Hause und zog mich um. Dann machte ich mich auf den Weg zur Downing Street. Ich war einer unter all den Neugierigen, die den bewachten Eingang beobachteten. Mir war klar, daß Falmouth dort war, und ich wußte auch, daß man sofort in der Downing Street Mitteilung machen würde, falls man irgend etwas entdecken sollte. Irgendwie war ich überzeugt davon, daß der Mann ein ganz gewöhnlicher Taschendieb war und wir nur seine zufällige Verhaftung zu befürchten hatten.

Während ich also dort wartete, fuhr eine Kutsche vor, aus der ein aufgeregter Mann sprang. Ganz offensichtlich war es ein Polizeibeamter. Ich hatte gerade noch Zeit, eine Droschke zu mieten, als auch schon Falmouth und der Polizist herausgestürmt kamen. Ich folgte ihnen mit der Droschke, so schnell es möglich war, ohne den Verdacht des Kutschers zu erregen. Natürlich hängten sie uns ab, und ich verlor sie aus den Augen, aber es war klar, wohin sie fuhren.

Ich entließ den Kutscher eine Straßenecke vorher und ging die Straße, in der sich die Polizeistation befand, zu Fuß runter. Und wie ich erwartet hatte, stand das Auto vor der Tür.

Es gelang mir, einen flüchtigen Blick in die Wachstube zu werfen. Ich hatte befürchtet, daß jedes eventuelle Ver-

hör in der Zelle stattfinden würde, aber zu meinem großen Glück hatten sie die Wachstube dafür gewählt. Ich konnte Falmouth, den Polizeibeamten und den Verhafteten sehen. Letzterer war ein Mann mit einer gemeinen Visage. Ein langes Kinn, ein unsteter, verschlagener Blick... Nein, nein Leon, fragen Sie mich nicht nach der Physiognomie dieses Mannes! Ich habe mir nur rein fotografisch sein Gesicht eingeprägt, um ihn wiederzuerkennen.

Dann beobachtete ich, wie der Kriminalbeamte zornig wurde, während der Dieb sich trotzig stellte, und ich wußte, daß der Mann erklärt hatte, daß er uns nicht wiedererkennen würde.«

»Ha!« stieß Manfred erleichtert aus und unterbrach damit Poiccart's lange Rede.

»Aber ich wollte sichergehen«, fuhr letzterer schließlich fort. »Ich spazierte den Weg zurück, den ich gekommen war. Plötzlich hörte ich hinter mir das Brummen des Automotors. Der Wagen fuhr mit einem neuen Fahrgäst an mir vorbei. Ich nahm an, sie brachten den Mann nach Scotland Yard.

Also begnügte ich mich damit, ihnen zu Fuß zu folgen, um herauszufinden, was Scotland Yard mit ihrem neuen Anwärter vorhatte, und baute mich so auf, daß ich den Eingang der Straße gut sehen konnte. Ich wartete.

Nach einer Weile kam der Mann heraus - allein. Leichtfüßig und beschwingt ging er davon. In seinem Gesicht, das ich kurz sehen konnte, spiegelten sich Verwirrung und freudige Dankbarkeit. Er wandte sich in Richtung Embankment, und ich folgte ihm dicht auf den Fersen.«

»Es bestand doch die Gefahr, daß er auch von der Polizei beschattet wurde«, warf Gonsalez warnend ein.

»Diesbezüglich hatte ich mich vergewissert«, erwiderte

Poiccart. »Ehe ich in Aktion trat, habe ich mich sehr sorgfältig umgeschaut. Offensichtlich ließ die Polizei ihn frei herumstreichen. In Höhe der Temple-Stufen blieb er stehen und blickte unentschlossen nach links und nach rechts, so, als wüßte er nicht genau, was er als nächstes tun sollte. In diesem Moment ging ich an ihm vorbei, drehte mich aber gleich wieder um und fummelte in meinen Taschen herum.

›Können Sie mir mit einem Streichholz aushelfen?‹ fragte ich.

Er war überaus freundlich und holte eine Schachtel Streichhölzer hervor, die er mir reichte.

Ich nahm mir ein Streichholz, entfachte es und zündete meine Zigarre an. Dabei hielt ich das Streichholz so, daß er mein Gesicht sehen konnte.«

»Das war sehr klug«, sagte Manfred mit ernster Miene.

»Es beleuchtete auch sein Gesicht, und ich studierte es aus den Augenwinkeln und ging jeder Linie nach. Es gab keine Anzeichen, daß er mich wiedererkannt hatte, und so begann ich eine Unterhaltung. Eine Weile blieben wir dort stehen, wo wir uns getroffen hatten, dann spazierten wir, als hätten wir uns gegenseitig verabredet, in Richtung Blackfriars. Wir überquerten die Brücke, während wir über belanglose Dinge plauderten - die Armen, das Wetter, die Zeitungen.

Auf der anderen Seite der Brücke ist ein Kaffeestand. Ich entschloß mich, den nächsten Zug zu machen. Ich lud ihn zu einer Tasse Kaffee ein, und als die Tassen vor uns hingestellt wurden, legte ich einen Sovereign hin.

Der Standbesitzer sagte, er könnte nicht wechseln. ›Hat Ihr Freund kein Kleingeld?‹ fragte er.

Das war der Augenblick, da die Eitelkeit des kleinen Diebes mir mitteilte, was ich wissen wollte. Lässig zog er

aus einer seiner Taschen einen Sovereign heraus.

›Das ist alles, was ich habe,‹, erklärte er großspurig.

Ich fand ein paar Kupfermünzen. Mein Gehirn arbeitete fieberhaft. Er hatte der Polizei etwas erzählt, etwas, für das es sich zu zahlen gelohnt hatte. Was war das gewesen? Es konnte keine Personenbeschreibung von uns gewesen sein, denn wenn er uns in jenem Moment richtig gesehen hätte, dann hätte er mich wiedererkannt, als ich das Streichholz anzündete und auch als ich so dastand im vollen Lichtschein der Kaffeebude. Und plötzlich wurde ich von Furcht ergriffen. Vielleicht hatte er mich erkannt und war so schlau, sich so lange mit mir zu unterhalten, bis er Hilfe fand, um mich festnehmen zu lassen.«

Poiccart hielt einen Moment lang inne und zog eine kleine Phiole aus einer seiner Taschen, die er behutsam auf den Tisch stellte.

»Er war dem Tode so nahe wie noch nie in seinem Leben«, erklärte er ruhig. »Aber irgendwie verflog der Verdacht wieder. Auf unserem Spaziergang waren wir an drei Polizisten vorbeigekommen. Er hatte also genug Gelegenheiten gehabt, wenn er danach gesucht hätte.

Er trank seinen Kaffee und sagte: ›Ich muß nach Hause.‹

›Tatsächlich?‹ sagte ich. ›Ich glaube, ich sollte wirklich auch nach Hause gehen. Ich habe morgen eine Menge zu tun.‹

Er schielte zu mir her und meinte grinsend: ›Ich auch - aber ob ich es schaffe oder nicht, weiß ich noch nicht.‹

Wir hatten den Kaffeestand verlassen und blieben unter der Laterne an der Straßenecke stehen.

Ich wußte, mir blieben nur noch ein paar Sekunden, um das zu erfahren, was ich wissen wollte. Deshalb steuerte ich verwegener direkt auf das Thema zu.

›Was halten Sie von den *Vier Gerechten*? fragte ich ihn, als er gerade davonlatschen wollte.

Er drehte sich augenblicklich um und fragte rasch zurück: ›Was ich von ihnen halte?«

Von da ab führte ich ihn ganz sachte etappenweise hin zur Identität der ›Vier Gerechten‹. Er war ganz versessen darauf, über sie zu reden, und wollte unbedingt wissen, was ich über sie dachte, aber am meisten interessierte er sich für die Belohnung. Er ging ganz auf in dem Thema. Und plötzlich neigte er sich vor, tippte mir mit einem dreckigen Zeigefinger auf die Brust und begann, einen hypothetischen Fall darzulegen.«

Poiccart unterbrach sich kurz und lachte. Sein Lachen endete in einem schlaftrigen Gähnen.

»Man kennt sie, diese Fragen«, fuhr er fort, »und man weiß, wie überaus naiv sich diese primitiven Kerle aufführen, wenn sie ihre Identität durch komplizierte Hypothesen zu verschleiern versuchen. Kurz und gut - das hier ist seine Geschichte: Er - Marks ist sein Name - glaubt, daß er einen von uns vielleicht mit Hilfe eines außergewöhnlichen Gedächtnis-Kunststückes wiedererkennen würde. Um ihm die Möglichkeit dazu zu geben, hat man ihn auf freien Fuß gesetzt. Morgen würde er ganz London absuchen, hat er gesagt.«

»Ein ausgefüllter Tag.« Manfred lachte.

»In der Tat«, stimmte Poiccart ihm sachlich zu. »Aber hören Sie noch das Nachspiel! Wir trennten uns, und ich ging in Richtung Westen, von unserer Sicherheit vollkommen überzeugt. Ich wollte zum Covent Garden Market, weil das einer der Plätze in London war, an dem man um vier Uhr morgens keinen Verdacht erregte.

Ich bummelte über den Markt und beobachtete das geschäftige Treiben, doch plötzlich drehte ich mich aus ir-

gendeinem Grund, den ich nicht nennen kann, abrupt um und stand Marks gegenüber. Er grinste einfältig und nickte mit dem Kopf.

Er wartete nicht ab, daß ich ihn fragte, was er hier machte, sondern begann sofort mit einer Erklärung. Ich akzeptierte seine Erklärung ohne weiteres und lud ihn zum zweitenmal zu einem Kaffee ein. Er zögerte erst, nahm die Einladung dann aber an. Als der Kaffee gebracht wurde, zog er die Kaffeetasse so weit wie möglich aus meiner Reichweite - und da wußte ich, daß Mr. Marks mich hinters Licht geführt hatte, daß ich seine Intelligenz unterschätzt hatte, ja, daß er mich die ganze Zeit, während er sich auskotzte, bereits erkannt hatte. Er hatte mich überrumpelt.«

»Aber warum?« fragte Manfred.

»Das habe ich mich auch gefragt. Weshalb hat er mich nicht verhaften lassen?« Poiccart wandte sich an Leon, der bisher stumm gelauscht hatte. »Was meinen Sie, Leon, warum?«

»Die Erklärung ist ganz einfach«, sagte Gonsalez ruhig. »Weshalb hat Thery uns nicht verraten? Aus Habgier - der zweitstärksten Macht der Zivilisation. Er zweifelte etwas an der Belohnung. Vielleicht bezweifelt er die Aufrichtigkeit der Polizei. Die meisten Verbrecher tun das. Möglicherweise wollte er Zeugen haben.«

Leon steuerte auf die Wand zu, wo sein Mantel hing. Er knöpfte ihn nachdenklich zu, fuhr sich mit einer Hand über das glatte Kinn und steckte dann die kleine Phiole ein, die auf dem Tisch stand.

»Ich nehme an, Sie sind ihm entwischt?« bemerkte er.
Poiccart nickte.

»Er wohnt?«

»Red Cross Street 700, in Borough. Es ist ein gewöhn-

liches Mietshaus.«

Leon nahm einen Bleistift vom Tisch und zeichnete rasch auf den Rand einer Zeitung einen Kopf.

»Etwa so?« fragte er.

Poiccart musterte das Porträt.

»Ja«, antwortete er überrascht. »Haben Sie ihn denn gesehen?«

»Nein«, sagte Leon sorglos. »Aber so ein Mann muß so einen Kopf haben.«

Auf der Türschwelle blieb er nochmals stehen.

»Ich glaube, es ist notwendig«, sagte er, doch in seiner Feststellung schwang ein fragender Unterton mit.

Die Frage richtete sich hauptsächlich an Manfred, der mit verschränkten Armen dastand und mit gerunzelter Stirn auf den Boden starrte.

Als Antwort öffnete er seine eine Faust.

Leon sah den nach unten zeigenden Daumen und verließ das Zimmer.

Billy Marks saß in der Klemme. Durch den harmlossten Trick der Welt hatte es sein Opfer geschafft, ihm zu entwischen.

Als Poiccart vor den spiegelnden Türen des besten Hotels in London stehenblieb, beiläufig bemerkte, daß er gleich wieder zurück sein würde, und damit im Hotel verschwand, war Billy verblüfft. Das war eine unvorhergesehene Wendung, auf die er nicht vorbereitet gewesen war.

Er war dem Verdächtigen von Blackfiars an gefolgt. Billy war ziemlich sicher, daß dies der Mann war, den er beraubt hatte. Er hätte den ersten Polizisten, dem sie begegneten, bitten können, den Mann zu verhaften, wenn er das gewollt hätte. Doch das Mißtrauen des Gewohn-

heitsdiebes und die Angst, die Belohnung womöglich mit dem Mann, den er um Hilfe bat, teilen zu müssen, hielten ihn davon ab. Und außerdem - vielleicht war es gar nicht der Mann? Und doch...

Poiccart war Chemiker, ein Mann, der an gesundheitsschädlichen Fällprodukten Spaß hatte, der stinkende Präparate mixte und in Glasröhren pflanzliche, tierische und mineralische Erzeugnisse destillierte, filtrierte, mit Kohlensäure sättigte, mit Sauerstoff verband und alles mögliche damit veranstaltete.

Billy hatte Scotland Yard mit der Absicht verlassen, nach einem Mann mit einer verfärbten Hand Ausschau zu halten. Hätte er weniger Angst gehabt, übers Ohr gehauen und hintergangen zu werden, dann hätte er mit so einem Hinweis der Polizei ein sehr wertvolles Identifizierungsmerkmal liefern können.

Es klingt wie eine sehr lahme Ausrede, wenn man Billys Habgier als Grund dafür angibt, warum er sich, als er dem Mann, den er suchte, gegenüberstand, so verhalten hat. Und doch war es so. Andererseits gab es da auch noch eine einfache Rechenaufgabe zu lösen. Wenn ein Gerechter tausend Pfund wert war, was war dann der eigentliche Handelswert von allen vier?

Billy war ein Dieb mit Geschäftssinn. Es gab keine Abfallprodukte bei seiner täglichen Arbeit. Er war kein konservativer Gauner, der sich auf einen Berufszweig spezialisiert hatte. Er würde mit derselben Fertigkeit eine Uhr klauen wie eine Ladenkasse ausrauben oder gefälschte Silbermünzen in Umlauf bringen. Er war ein Schmetterling des Verbrechens, der von einer verbotenen Blume zur anderen flatterte und sich auch nicht scheute, als der große Unbekannte aufzutreten, der mit Informationen aufwarten konnte.

Als Poiccart hinter den prächtigen Toren des Hotels »Royal« in der Northumberland Avenue verschwand, wußte Billy daher sofort Bescheid. Er begriff blitzschnell, daß sein Gefangener an einen Ort gegangen war, wohin er ihm nicht folgen konnte, ohne aufzufallen. Was bedeutete, daß er ihm für immer entwischt war.

Er blickte die Straße rauf und runter. Kein Polizist in Sicht. In der Empfangshalle polierte ein Portier in Hemdsärmeln das Messing. Es war immer noch sehr früh. Die Straßen waren verlassen. Und so tat Billy nach wenigen Augenblicken des Zögerns etwas, wozu er zu einer konventionelleren Stunde nicht den Mut gehabt hätte.

Er stieß die Schwingtüren auf und betrat das Vestibül. Der Portier wandte sich ihm zu und bedachte ihn mit einem mißtrauischen, finsternen Blick.

»Was wünschen Sie?« fragte er und musterte die zerfetzte Jacke des Besuchers mißbilligend.

»Hören Sie, alter Knabe«, begann Billy in überaus beschwichtigendem Ton.

Doch da packte ihn schon der starke rechte Arm des Portiers am Rockaufschlag, und Billy stolperte wieder auf die Straße hinaus.

»Hinaus mit Ihnen!« sagte der Portier sehr bestimmt.

Dieser schroffen Abfuhr hatte es bedurft, um das notwendige Selbstvertrauen in Marks zu wecken.

Er strich glättend über seine zerknautschte Kleidung, zog Falmouths Visitenkarte aus einer Tasche und kehrte in würdevoller Haltung zu dem Mann zurück.

»Ich bin Polizeibeamter«, sagte er und übernahm damit die ihm so wohlbekannte Eingangsflösel. »Wenn Sie sich mir in den Weg stellen... Vorsicht, mein Junge!«

Der Portier ergriff die Karte und studierte sie genau.

»Was wünschen Sie?« wiederholte er in einem höflicheren Ton. Er wollte noch ›Sir‹ hinzusetzen, aber irgendwie blieb ihm das Wort in der Kehle stecken. Wenn der Mann ein Kriminalbeamter ist, dann hat er sich sehr gut verkleidet, dachte er bei sich.

»Ich möchte zu dem Gentleman, der vor mir hier hereingegangen ist«, sagte Billy.

Der Portier kratzte sich am Kopf.

»Wie ist seine Zimmernummer?« fragte er.

»Seine Zimmernummer spielt keine Rolle«, sagte Billy rasch. »Hat dieses Hotel irgendeinen Hinterausgang? Irgendeine Tür, durch die man hinausschlüpfen kann? Ich meine, außer dem Vordereingang.«

»Ein halbes Dutzend«, erwiderte der Portier.

Billy stöhnte. »Können Sie mich zu einem der Ausgänge bringen?« fragte er.

Der Portier ging voran.

Einer der Lieferanteneingänge führte auf eine kleine Gasse. Ein Straßenkehrer gab ihnen die Auskunft, die Billy befürchtet hatte. Fünf Minuten vorher war ein Mann, auf den die abgegebene Beschreibung paßte, hier herausgekommen, war in Richtung der Strand gegangen, hatte vor den Augen des Straßenkehrers eine Kutsche bestiegen und war davongefahren.

Billy spazierte langsam zum Embankment hin und verfluchte die Torheit, die ihn dazu verleitet hatte, ein Vermögen, das er bereits in Händen gehalten hatte, wegzwerfen. Wenn er mutiger gewesen wäre, dann hätte er sich auf jeden Fall einen Anteil der tausend Pfund sichern können, dachte er benommen und verbittert darüber, daß man ihn so genarrt hatte. Die Hände tief in den Taschen vergraben, stromerte er das langweilige Embankment hinunter und ging wieder und wieder die Ereignisse der

Nacht durch, dabei jedesmal seinen Fehler ganz gräßlich verdammend.

Es mußte etwa eine Stunde vergangen sein, seit ihm Poiccart entwischt war, als ihm plötzlich der Gedanke kam, daß doch noch nicht alles verloren war. Er konnte den Mann beschreiben, er hatte sein Gesicht gesehen, kannte jeden einzelnen Zug darin. Das war doch auf jeden Fall was. Und wenn der Mann aufgrund seiner Beschreibung verhaftet wurde, dann würde er doch immer noch Anspruch auf die Belohnung haben - oder wenigstens auf einen Teil derselben. Doch er wagte es nicht, Falmouth aufzusuchen und ihm zu erzählen, daß er die ganze Nacht mit dem Mann zusammen gewesen war, ohne seine Verhaftung zu erwirken. Falmouth würde ihm nie Glauben schenken - und tatsächlich war es seltsam, daß er ihm begegnet war.

Diese Tatsache verblüffte Billy erst jetzt. Welch seltamer Zufall hatte ihn mit diesem Mann zusammengeführt? War es möglich - der Gedanke erschreckte Marks -, daß der Mann, den er bestohlen, ihn wiedererkannt hatte? Daß er ihn ganz bewußt gesucht hatte, um ihn zu ermorden?

Kalter Schweiß perlte über die niedrige Stirn des Diebes. Diese Männer waren Mörder, grausame, erbarmungslose Mörder. Angenommen...

Er wandte seine Gedanken ab von dieser unangenehmen Möglichkeit und sah in diesem Moment einen Mann, der die Straße überquerte und direkt auf ihn zukam. Mißtrauisch fixierte er den Fremden. Es war ein jung aussehender Mann, glattrasiert, mit scharfen Zügen und blauen Augen mit unstetem Blick. Als er näher kam, bemerkte Marks, daß der erste Eindruck getäuscht hatte - der Mann war nicht so jung, wie er ausschaute. Er moch-

te etwa vierzig sein, dachte Marks.

Er steuerte auf Billy zu, musterte ihn intensiv und abschätzend und gab ihm dann ein Zeichen, stehenzubleiben, denn Billy war weitergegangen.

»Heißen Sie Marks?« fragte der Fremde gebieterisch.

»Ja, Sir«, erwiederte der Dieb.

»Haben Sie Mr. Falmouth gesprochen?«

»Nicht mehr seit gestern nacht«, entgegnete Marks überrascht.

»Dann müssen Sie sofort zu ihm.«

»Wo ist er?«

»Im Polizeirevier von Kensington. Man hat jemanden verhaftet, und Sie sollen den Mann identifizieren.«

Billy sank das Herz in die Hosentasche.

»Bekomme ich was von der Belohnung - das heißt, wenn ich ihn erkenne?« fragte er.

Der andere nickte, und Billys Hoffnungen wuchsen wieder.

»Sie müssen mir folgen«, sagte der Fremde. »Mr. Falmouth wünscht nicht, daß wir zusammen gesehen werden. Lösen Sie ein Erster-Klasse-Billett nach Kensington und steigen Sie in den Waggon direkt neben meinem ein! Kommen Sie!«

Er drehte sich um, überquerte die Straße und ging in Richtung Charing Cross. Billy folgte ihm in einigem Abstand.

Er entdeckte den Fremden wieder auf dem Bahnsteig. Der Mann schritt auf und ab. Ein Zug fuhr in die Station ein. Marks folgte seinem Anführer durch die Menge von Arbeitern, die den Zug verlassen hatten. Der Mann bestieg ein leeres Erster-Klasse-Abteil, und Marks stieg, gemäß seinen Instruktionen, in das anschließende Abteil ein, in dem er ebenfalls der einzige Fahrgast war.

Zwischen der Charing Cross und Westminster hatte Marks Zeit, über seine Lage nachzudenken. Zwischen Westminster und dem St. Jame's Park erfand er seine Entschuldigungen für den Detective, und zwischen St. James's Park und Victoria war seine Rechtfertigung, warum ihm ein Anteil an der Belohnung zustand, perfekt.

Als dann der Zug fünf Minuten lang bis zum Sloane Square durch den Tunnel fuhr, registrierte Billy plötzlich einen Luftzug. Er wandte den Kopf um und sah den Fremden auf dem Trittbrett des schaukelnden Waggons stehen und sich an der halb offenen Tür festhaltend.

Marks war erschrocken.

»Schieben Sie das Fenster hoch auf Ihrer Seite!« befahl der Mann.

Billy, der durch die herrische Stimme wie hypnotisiert war, gehorchte. Und im gleichen Moment hörte er das leise Klinke von zerbrechendem Glas.

Er wandte sich mit einem wütenden Knurren um.

»Was soll das?« fragte er.

Statt zu antworten, schloß der Fremde die Tür sanft und verschwand.

»Was soll das?« wiederholte Marks schwerfällig.

Er blickte zu Boden und sah zu seinen Füßen eine zerbrochene Phiole liegen und daneben einen glänzenden Sovereign. Einen Augenblick lang starrte er benommen darauf, doch kurz bevor der Zug in den Victoria-Bahnhof einlief, bückte er sich, um ihn aufzuheben...

10

Ein Fahrgast, der während des Aufenthaltes in Kensington gemächlich sein Abteil wählte, öffnete eine Waggontür und taumelte hustend zurück. Ein übereifriger Schaffner und ein alarmierter Stationsvorsteher rannten herbei und zogen die Tür auf. Ein unangenehmer, widerlich süßlicher Mandelgeruch schlug ihnen entgegen.

Ein paar Fahrgäste drängten sich zusammen, und einer versuchte dem anderen über die Schulter zu schauen, während der Stationsvorsteher die Sache untersuchte.

Nach und nach trafen ein Arzt, ein Krankenträger und ein Polizist von der Straße draußen ein. Gemeinsam hoben sie den zusammengekrümmten Toten aus dem Wagon und legten ihn auf den Bahnsteig.

»Haben Sie irgendwas gefunden?« fragte der Polizist.

»Einen Sovereign und ein zerbrochenes Fläschchen«, war die Antwort.

Der Polizist wühlte in den Taschen des Toten herum.

»Ich nehme nicht an, daß er irgendwelche Papiere bei sich hat, die ihn ausweisen«, sagte er aus Erfahrung.
»Hier ist ein Erster-Klasse-Billett. Es muß Selbstmord gewesen sein. Und hier ist eine Visitenkarte...«

Er drehte sie um und las. Sein Gesichtsausdruck veränderte sich. Er gab rasch ein paar Anweisungen und rannte dann zum nächsten Telegrafenamt.

Superintendent Falmouth, der sich in der Downing Street ein paar Stunden Schlaf abgerungen hatte, erhob sich mit dem unbehaglichen Gefühl, daß der Tag trotz all seiner Vorsichtsmaßnahmen mit einer Katastrophe enden würde. Er war gerade angezogen, als ihm die Ankunft

des Assistant Commissioners gemeldet wurde.

»Ich habe Ihren Bericht erhalten, Falmouth«, begrüßte er ihn. »Sie haben vollkommen richtig gehandelt, als Sie Marks aus der Haft entließen. Haben Sie heute morgen schon etwas von ihm gehört?«

»Nein.«

»Hm«, sagte der Commissioner nachdenklich. »Ich überlege, ob...« Er beendete seinen Satz nicht. »Ist Ihnen der Gedanke gekommen, daß die ›Vier Gerechten‹ die Gefahr, in der sie schweben, vielleicht erkannt haben?«

Der Detective sah überrascht drein.

»Nun ja - natürlich, Sir.«

»Und haben Sie auch daran gedacht, wie sie wahrscheinlich reagieren werden?«

»N-nein. Das heißt, vielleicht versuchen sie aus dem Land zu kommen.«

»Kam Ihnen nicht die Idee, daß sie wahrscheinlich, während dieser Marks nach ihnen Ausschau hält, zur gleichen Zeit nach ihm suchen?«

»Bill ist gerissen«, sagte der Detective unbehaglich.

»Das sind sie auch«, hielt ihm der Commissioner entgegen und nickte emphatisch. »Mein Rat ist: Setzen Sie sich mit Marks in Verbindung und lassen Sie ihn von zwei Ihrer besten Männer bewachen!«

»Ich werde es sofort veranlassen«, erwiederte Falmouth. »Ich fürchte, das ist eine Vorsichtsmaßnahme, die ich schon gleich hätte treffen sollen.«

»Ich werde Sir Philip aufsuchen«, erklärte der Commisioner und setzte mit einem unsicheren Lächeln hinzu: »Ich bin gezwungen, ihn ein bißchen zu erschrecken.«

»Worum geht es?«

»Wir wollen, daß er dieses Gesetz fallenläßt. Haben Sie die Morgenzeitungen gesehen?«

»Nein, Sir.«

»Sie sind einstimmig dafür, daß das Gesetz fallengelassen wird. Und zwar finden sie, es ist nicht wichtig genug, um das Risiko zu rechtfertigen, daß das Land seinetwegen so in zwei Lager gespalten wird. Aber natürlich fürchtet man sich auch vor den Folgen. Und - bei meiner Seele - ich habe auch ein bißchen Angst.«

Er stieg die Treppe hoch und wurde auf dem Treppenabsatz von einem seiner Untergebenen aufgehalten.

Dies war eine Maßnahme, die nach der Episode mit dem verkleideten ›Detective‹ eingeführt worden war. Der Außenminister befand sich nun in einem Belagerungszustand. Niemandem durfte mehr getraut werden. Ein Lösungswort war ausgegeben worden und jede nur erdenkliche Vorsichtsmaßnahme getroffen, um eine Wiederholung des begangenen Fehlers auszuschließen.

Er hatte schon eine Hand erhoben, um an die Tür des Arbeitszimmers zu klopfen, als er spürte, daß ihn jemand am Arm faßte. Er drehte sich um und sah Falmouth bleich und mit aufgerissenen Augen vor sich stehen.

»Sie haben Billy erledigt«, sagte der Detective atemlos. »Man hat ihn soeben in einem Eisenbahnwaggon in Kensington gefunden.«

Der Commissioner stieß einen Pfiff aus.

»Wie haben sie's gemacht?« fragte er dann.

Falmouth bot ein Bild wilder Verzweiflung.

»Blausäuregas«, sagte er bitter. »Sie sind wissenschaftlich gebildet. Hören Sie, Sir, versuchen Sie, den Mann dazu zu bringen, dieses verdammte Gesetz fallenzulassen!« Er deutete auf die Tür von Sir Philips Arbeitszimmer. »Wir werden ihn niemals retten können. Ich spüre es in den Knochen, daß er ein verlorener Mann ist.«

»Unsinn!« widersprach der Commissioner scharf. »Sie

fangen an, nervös zu werden. Sie haben nicht genug geschlafen, Falmouth. Das sind nicht Sie selbst, der da spricht. Wir *müssen* ihn retten.« Er wandte sich vom Arbeitszimmer ab und winkte einen der Beamten herbei, die den Treppenabsatz bewachten.

»Sergeant, sagen Sie Inspector Collins, daß er im gesamten Gebiet sofort über Notruf Reserveleute einziehen soll! Ich will heute einen solchen Polizeikordon um Ramon bilden«, fuhr er an Falmouth gewandt fort, »daß niemand an ihn heran kann, ohne Angst haben zu müssen, zermalmt zu werden.«

Und eine Stunde später konnte man in London Zeuge eines Schauspiels werden, das in der Geschichte der Metropole nicht seinesgleichen hatte. Aus jedem Distrikt rückte eine kleine Armee Polizisten an. Sie kamen mit dem Zug, mit der Straßenbahn, mit dem Omnibus - kurzum mit jedem Fahrzeug und jedem Transportmittel, das beschlagnahmt werden konnte. Sie strömten aus den Bahnhöfen und ergossen sich durch die Hauptverkehrsstraßen - bis London bestürzt erkannte, wie stark ihre zivilen Verteidigungskräfte waren.

Whitehall war bald von einem Ende bis zum anderen vollgestopft. Der St. James Park war schwarz vor Polizisten. Whitehall, Charles Street, Birdcage Walk und das östliche Ende der Mall waren automatisch durch die geschlossene Phalanx berittener Polizisten für allen übrigen

Verkehr gesperrt worden. Auch die St. George's Street war in den Händen der Polizei, das Dach eines jeden Hauses wurde von einem Uniformierten bewacht, und nicht ein Haus oder ein Zimmer, von dem aus man auch nur im entferntesten die Residenz des Außenministers sehen konnte, wurde bei der peinlich genauen Durchsuchung vergessen.

Es war, als hätte man das Kriegsrecht proklamiert, und in der Tat standen auch noch zwei kampfbereite Garderegimenter für den Notfall den ganzen Tag in Bereitschaft.

Unterdessen richtete in Sir Philips Zimmer der Commissioner - unterstützt von Falmouth - seinen letzten Appell an den eigensinnigen Mann, dessen Leben bedroht wurde.

»Ich versichere Ihnen, Sir«, sagte der Commissioner ernst, »daß wir nicht mehr tun können, als wir getan haben - und trotzdem habe ich immer noch Angst. Diese Männer haben für mich etwas Übernatürliches. Ich habe die schreckliche Befürchtung, daß wir trotz all unserer Vorsichtsmaßnahmen irgend etwas bei unseren Vorkehrungen vergessen, irgendeine Straße unbewacht gelassen haben, was sie sich bei ihrer teuflischen Genialität zunutze machen könnten. Der Tod dieses Marks hat mich zermürbt. Die Vier sind sowohl allgegenwärtig als auch allmächtig. Ich flehe Sie an, Sir, in Gottes Namen, überlegen Sie es sich noch einmal gut, bevor Sie endgültig ihre Bedingungen ablehnen. Ist die Durchbringung dieses Gesetzes wirklich so absolut notwendig?« Er machte eine Pause. »Ist sie Ihr Leben wert?« fragte er dann scheinungslos und direkt.

Die Grobheit dieser Frage ließ Sir Philip zusammenzucken. Er wartete eine Weile, ehe er antwortete, doch als er schließlich sprach, klang seine Stimme, wenn auch matt, so doch sehr entschlossen.

»Ich werde den Gesetzentwurf nicht zurückziehen«, erklärte er langsam, mit einem stumpfsinnigen, unbeirrbaren Gleichmut. »Ich werde ihn unter gar keinen Umständen zurückziehen. Ich bin schon weit darüber hinaus«, fuhr er fort und hob eine Hand, um Falmouths Einspruch abzuwehren. »Ich kenne keine Furcht mehr, ich hege

nicht einmal mehr Groll. Für mich ist es nur noch eine Frage der Gerechtigkeit. Habe ich recht, wenn ich ein Gesetz einbringe, das dieses Land von ganzen Kolonien gefährlicher intelligenter Verbrecher befreit, die hier Immunität genießen und unwissende Menschen dazu anspornen, gewalttätige Handlungen und Landesverrat zu begehen? Wenn ich recht habe, dann haben die ›Vier Rechten‹ unrecht. Oder haben sie recht? Ist dieses Gesetz eine ungerechte Maßnahme, ein tyrannischer Akt, ein Stück Barbarei inmitten des zwanzigsten Jahrhunderts, ein Anachronismus? Wenn diese Männer recht haben, dann habe ich unrecht. So kam es also dazu, daß ich entscheiden mußte, was recht und was unrecht ist - und ich habe entschieden, daß ich recht habe.«

Er begegnete den erstaunten Blicken der Beamten ruhig und unerschrocken.

»Es war sehr klug von Ihnen, all diese Vorsichtsmaßnahmen zu treffen«, fuhr er friedlich fort. »Es war dumm von mir, mich gegen Ihren fürsorglichen Schutz aufzulehnen.«

»Wir müssen sogar noch weitere Vorsichtsmaßnahmen treffen«, erklärte der Commissioner. »Wir möchten Sie bitten, zwischen sechs und halb neun Uhr heute abend in Ihrem Arbeitszimmer zu bleiben und unter gar keinen Umständen auch nur irgend jemandem die Tür zu öffnen - nicht einmal mir oder Mr. Falmouth. Sie müssen während dieser Zeitspanne Ihre Tür absperren.« Er zögerte. »Wenn es Ihnen lieber wäre, wenn einer von uns bei Ihnen ist...«

»Nein, nein!« antwortete der Minister schnell. »Nach dem gestrigen Auftritt würde ich lieber allein bleiben.«

Der Commissioner nickte.

»Dieses Zimmer ist anarchistensicher«, sagte er und

machte eine weitausholende Geste. »Wir haben es während der Nacht gründlich inspiziert. Wir haben den Fußboden, die Wände und die Decke untersucht und an den Fensterläden einen Stahlschutz angebracht.«

Er sah sich forschend im Zimmer um wie jemand, dem jeder wahrnehmbare Gegenstand darin vertraut war.

Plötzlich bemerkte er, daß etwas Neues hinzugekommen war. Auf dem Tisch stand eine blaue Porzellanschale voller Rosen.

»Die hier ist neu«, bemerkte er und neigte den Kopf herab, um den Duft der wunderschönen Blumen einzutanzen.

»Ja«, bestätigte Ramon unbekümmert. »Sie wurden mir heute morgen aus meinem Haus in Hereford geschickt.« Der Commissioner zupfte ein Blütenblatt ab und rollte es zwischen den Fingern.

»Sie sehen so natürlich aus, so echt, daß sie auch künstlich sein könnten«, sagte er paradoixerweise.

Während er sprach, wurde ihm bewußt, daß er die Rosen irgendwie mit etwas verband... Ja, mit was?

Er stieg langsam die prächtige Marmortreppe hinunter - auf jedem Absatz stand ein Polizist - und teilte Falmouth seine Ansichten mit.

»Sie können den alten Mann für seine Entscheidung nicht tadeln. In der Tat bewundere ich ihn heute mehr denn je zuvor. Aber« - seine Stimme klang plötzlich sehr feierlich - »ich habe Angst. Ja, ich habe Angst.« Falmouth sagte nichts darauf.

»Aus dem Notizbuch geht nichts hervor«, fuhr der Commissioner fort. »Außer die Route, die Sir Philip hätte einschlagen können, wäre er darauf erpicht gewesen, Downing Street 44 über die Seitenstraßen zu erreichen. Die Sinnlosigkeit dieses Planes ist fast alarmierend, denn

es ist so augenscheinlich, daß hinter diesem scheinbar harmlosen Straßenverzeichnis ein überaus scharfsinniger, raffinierter Geist steckt, daß ich überzeugt bin, daß wir hinter die wahre Bedeutung dieser Aufzeichnungen noch nicht gekommen sind.«

Er schritt auf die Straße hinaus und schlängelte sich durch die Polizistenmassen hindurch. Die außergewöhnlichen von der Polizei vorgenommenen Vorkehrungen hatten zur Folge, daß die breite Öffentlichkeit nicht mitbekam, was sich in der Downing Street tat. Auch den Reportern war es untersagt, den magischen Kreis zu durchdringen, und die Zeitungen, insbesondere die Abendzeitungen, mußten sich mit den Informationen begnügen, die ihnen Scotland Yard widerwillig zukommen ließ. Diese waren sehr dürfzig, trotzdem waren ihre zahlreichen Fingerzeige und Theorien sehr unterschiedlich und erstaunlich vielfältig.

Der *Megaphone*, die Zeitung, die glaubte, an den Aktionen der ›Vier Gerechten‹ ganz persönlich interessiert sein zu müssen, setzte alle Hebel in Bewegung, um über die letzten Entwicklungen Auskunft zu bekommen.

Die Erregung erreichte ihren endgültigen Höhepunkt, als der verhängnisvolle Tag anbrach. Jede druckfrische Ausgabe der Abendzeitungen war ausverkauft, sobald sie nur auf die Straßen gelangte. Es gab nur wenig Material, um die Gier der sensationslüsternen Masse zu befriedigen. Doch was da war, wurde ihr nicht vorenthalten. Fotos von der Downing Street 44, Aufnahmen vom Minister, Pläne von der Umgebung des Auswärtigen Amtes mit Diagrammen, die die bestehenden polizeilichen Vorkehrungen darstellten, lockerten die Textkolumnen auf, die sich nicht zum ersten-, sondern bereits ein dutzendmal mit der Verbrecherkarriere der Vier beschäftigten.

Und als die Neugierde den höchsten Grad erreicht hatte und ganz London, ganz England, ja, die gesamte zivilisierte Welt von nichts, aber auch von gar nichts andrerem mehr sprach - da schlug wie eine Bombe die Nachricht von Marks' Tod ein.

Der Tod Marks' - er selbst wurde abwechselnd einmal als einer der in den Fall verwickelten Detectives, ein anderes Mal als ausländischer Polizeibeamter und schließlich sogar als Falmouth höchstpersönlich beschrieben -, ursprünglich als *Selbstmord in einem Eisenbahnwaggon* deklariert, gewann nun die Bedeutung, die ihm tatsächlich zukam. Es war noch keine Stunde vergangen, da füllte die Geschichte der Tragödie, wenn auch ungenau im Detail, so doch letztlich wahr, die Spalten der Presse.

Rätsel über Rätsel! Wer war dieser schlecht gekleidete Mann? Welche Rolle hatte er in dem großen Spiel gespielt? Weshalb wurde er getötet? All das fragte man sich natürlich. Und nach und nach wurde die Story von den allgegenwärtigen Reportern zusammengestückelt und veröffentlicht.

Obenan stand die Nachricht von dem großen Polizeiaufgebot in Whitehall. Das bewies, wie ernst die Behörden die ganze Geschichte nahmen.

Von meinem vorteilhaften Platz aus, schrieb Smith im Megaphone, konnte ich ganz Whitehall überblicken. Es war das erstaunlichste Schauspiel, das London je geboten worden ist. Ich habe absolut nichts weiter als ein großes Meer von schwarzen Helmen gesehen, das sich von einem Ende der breiten Hauptstraße bis hin zum anderen ausdehnte. Polizei! Die ganze Umgebung war schwarz vor Polizisten. Sie standen dicht gedrängt in den Seitenstraßen, sie überschwemmten den Park - sie bilden-

ten keinen Kordon, sondern stellten eine undurchdringliche Masse dar, durch die man unmöglich hindurchkommen konnte.

Die Polizei überließ nichts mehr dem Zufall. Wenn sie davon überzeugt gewesen wäre, daß man Schlauheit mit Schlauheit begegnet, Geschicklichkeit mit Geschicklichkeit, Heimlichtuerei mit noch größerer Heimlichtuerei, dann hätten sie sich damit zufriedengegeben, ihren Schutzbefohlenen mit konventionellen Mitteln zu verteidigen. Aber sie waren überlistet worden. Und der Einsatz war zu hoch, um sich auf Strategien zu verlassen. Das hier war ein Fall, der brutale Gewalt verlangte.

Es ist jetzt - so lange nach den Ereignissen - schwer vorstellbar, wie das Schreckgespenst der Vier die beste Polizeiorganisation der Welt so fest in den Klauen halten konnte, und man kann auch die Panik nicht beurteilen, die diese Organisation, die für ihre Intelligenz und ihr klares Denkvermögen berühmt war, ergriffen hatte.

Die Menschenmenge, die die Zufahrtswege nach Whitehall blockierte, begann noch größer zu werden, als die Nachricht von Billys Tod in Umlauf kam. Und so wurde auf Befehl des Commissioners schon bald nach zwei Uhr nachmittags die Westminster Bridge für den gesamten Verkehr - sowohl für die Fahrzeuge als auch für die Fußgänger - gesperrt. Als nächstes wurde der Abschnitt des Embankment zwischen der Westminster und der Hungerford Bridge von der Polizei gestürmt und von neugierigen Passanten geräumt. Die Northumberland Avenue wurde ebenfalls abgesperrt, und noch vor drei Uhr gab es im Umkreis von fünfhundert Metern (von Sir Philip Ramsons Amtssitz) nicht eine einzige Lücke, die nicht von einem Vertreter des Gesetzes ausgefüllt gewesen wäre.

Die Abgeordneten des Parlaments, die auf ihrem Weg zum Unterhaus waren, wurden von berittenen Polizisten eskortiert und von der Menge umjubelt, genossen den Abklatsch eines zweifelhaften Ruhmes. Den ganzen Nachmittag über warteten hunderttausend Menschen geduldig, ohne etwas zu sehen außer den Türmen und Spitzen des Parlaments oder den glatten Fassaden der Gebäude, die über den Köpfen eines Polizeiheeres aufragten. London wartete - am Trafalgar Square, in der Mall, soweit die Polizei es erlaubte, am unteren Ende der Victoria Street, in Achterreihen am Albert Embankment entlang - und mit jeder Stunde wuchs die Menge. Man wartete geduldig, friedlich, gab sich damit zufrieden, unverwandt auf nichts zu starren und für die ermüdende Strapaze mit nichts anderem entlohnt zu werden als dem Gefühl, dem Schauplatz der Tragödie so nahe, wie es nur menschenmöglich war, zu sein.

Ein Fremder, der nach London gekommen war, fragte verwirrt nach dem Grund dieser Menschenansammlung. Ein Mann, der am Rande der Menschenmassen am Embankment stand, deutete mit seinem Pfeifenstiel über den Fluß.

»Wir warten darauf, daß ein Mann ermordet wird«, antwortete er schlicht, wie jemand, der etwas Alltägliches beschreibt.

An den Ausläufern dieser Ansammlungen trieben Zeitungsjungen mit den neuesten Nachrichten einen schwunghaften Handel. Und die blaßrosa Flugblätter gingen über die Köpfe der Menge hinweg von Hand zu Hand. Jede halbe Stunde kam etwas Neues hinzu, wurde eine neue Theorie entwickelt und eine neue Beschreibung von der Szene abgegeben, in der sie selbst eine wenn auch nutzlose, so doch malerische Rolle spielten. Die

Räumung des Themseufers sorgte für eine neue Ausgabe, die Absperrung der Westminster Bridge für eine nächste, und die Verhaftung eines törichten Sozialisten, der die Menge am Trafalgar Square mit einer Rede aufzuwiegeln versuchte, war wieder eine Ausgabe wert. Jedes Ereignis des Tages wurde wahrheitsgetreu festgehalten und eifrig verschlungen.

Sie warteten den ganzen Nachmittag über, erzählten sich wieder und wieder die Geschichte der Vier, stellten Theorien auf, spekulierten, fällten Urteile. Und sie sprachen von dem zu erwartenden Höhepunkt wie von einem in Aussicht gestellten Schauspiel und beobachteten dabei die sich langsam bewegenden *Zeiger* des Big Ben, die frage die Minuten verstreichen ließen. »Nur noch zwei Stunden«, sagten sie um sechs Uhr, und dieser Satz oder vielmehr der freudig erwartungsvolle Ton, in dem er gesprochen wurde, verriet die Gemütsverfassung des Pöbels. Der Pöbel ist grausam, herzlos und mitleidlos.

Sieben Uhr rückte rasch heran, und das aufgeregte Gemurmel verstummte. London beobachtete jetzt schweigend und mit schnellerem Herzschlag, wie die Zeiger langsam um das Zifferblatt der großen Uhr krochen.

Die Arrangements in der Downing Street waren leicht verändert worden. Es war bereits nach sieben Uhr, als Sir Philip die Tür seines Arbeitszimmers, in dem er allein gesessen hatte, öffnete, und den Commissioner und Falmouth zu sich herwinkte.

Sie gingen auf ihn zu, blieben aber wenige Schritte vor ihm stehen. Der Minister war bleich, und sein Gesicht war von Linien durchzogen, die neu waren. Aber die Hand, die das bedruckte Blatt Papier hielt, war ruhig, und der Ausdruck in seinem Gesicht war sphinxartig.

»Ich werde jetzt meine Tür absperren«, erklärte er gelassen. »Ich nehme an, daß die Vereinbarungen, die wir getroffen haben, auch durchgeführt werden?«

»Ja, Sir«, erwiederte der Commissioner ebenso ruhig. Sir Philip wollte etwas sagen, hielt sich dann aber zurück.

Nach einem kurzen Moment sprach er weiter.

»Ich bin nach meinem Ermessen ein gerechter Mann gewesen«, sagte er halb zu sich selbst. »Was immer auch passiert - ich bin überzeugt, daß ich richtig handle. Was ist das?«

Das Gebrüll von draußen hallte gedämpft über den Korridor.

»Das Volk. Es jubelt Ihnen zu«, sagte Falmouth, der soeben eine Erkundungstour gemacht hatte.

Der Minister kräuselte verächtlich die Lippen, und seine Stimme bekam den vertrauten bissigen Ton.

»Es wird schrecklich enttäuscht sein, wenn nichts passiert«, sagte er bitter. »Das Volk! Gott schütze mich vor dem Volk, vor seiner Sympathie, seinem Applaus und seinem unerträglichen Mitleid.«

Er drehte sich um, stieß die Tür seines Arbeitszimmers auf, schloß sie langsam hinter sich, und die zwei Männer hörten, wie der Schlüssel im Schloß herumgedreht wurde.

Falmouth blickte auf seine Uhr.

»Vierzig Minuten«, bemerkte er lakonisch.

Die vier Männer standen im Dunkeln.

»Es ist fast soweit«, sagte die Stimme von Manfred.

Thery machte ein paar schlurfende Schritte und tastete nach irgend etwas auf dem Fußboden.

»Lassen Sie mich ein Streichholz anzünden!« brummte

er in spanisch.

»Nein!«

Das war Poiccart's scharfe Stimme gewesen.

Gonzalez bückte sich rasch, und seine sensitiven Finger tasteten über den Boden. Er fand den einen Leitungsdräht und drückte ihn Thery in die Hand, dann griff er hoch und fand den anderen. Thery verknüpfte sie geschickt miteinander.

»Ist es nicht Zeit?« fragte er ein wenig außer Atem vor Anstrengung.

»Warten Sie!«

Manfred studierte das beleuchtete Zifferblatt seiner Uhr. Sie warteten schweigend.

»Es ist soweit«, sagte Manfred schließlich feierlich.

Thery streckte eine Hand aus. Er streckte die Hand aus, stöhnte und brach zusammen.

Die drei anderen hörten das Stöhnen und spürten mehr, wie der Mann schwankte, als daß sie es sahen. Und dann hörten sie, wie er auf dem Boden aufschlug.

»Was ist passiert?« fragte eine bebende Stimme.

Es war Gonzalez.

Manfred kniete neben Thery nieder und fummelte an seinem Hemd herum.

»Thery hat gepfuscht und die Rechnung dafür gezahlt«, flüsterte er.

»Aber Ramon...«

»Wir werden sehen. Wir werden sehen«, sagte Manfred, und seine Hand lag immer noch auf dem Herz des umgefallenen Mannes.

Die vierzig Minuten waren die längsten, an die sich Falmouth erinnern konnte. Er hatte versucht, sich die Zeit zu vertreiben, indem er einige der berühmten Kriminalfälle,

in denen er eine führende Rolle gespielt hatte, erzählte. Aber seine Zunge gehorchte ihm nicht. Er sprach zusammenhanglos, wurde fast hysterisch.

Es war die Parole ausgegeben worden, daß nur im Flüsterton gesprochen werden durfte. So herrschte absolute Stille allgemein, bis auf das gelegentliche Getuschel, wenn irgendeine notwendige Frage gestellt oder beantwortet wurde.

In jedem Zimmer, auf dem Dach, im Keller und auf jedem Korridor befanden sich Polizisten, und jeder von ihnen war bewaffnet.

Falmouth blickte sich um. Er saß im Zimmer des Sekretärs und hatte Hamilton zum Parlament abkommandiert. Jede Tür stand weit offen und war festgeklemmt, so daß jede Gruppe von Polizisten auch von den anderen gesehen werden konnte.

»Ich kann mir nicht vorstellen, was passieren könnte«, flüsterte er zum zwanzigstenmal seinem Vorgesetzten zu. »Diese Männer können doch unmöglich ihr Versprechen einhalten. Absolut unmöglich.«

»Mich beschäftigt die Frage, ob sie ihr anderes Versprechen einhalten«, entgegnete der Commissioner, »ob sie, wenn sie ihr Scheitern feststellen, ihren Plan aufgeben werden. Eines ist jedenfalls gewiß«, fuhr er fort, »wenn Ramon das hier lebend übersteht, wird sein niederträchtiges Gesetz oppositionslos verabschiedet werden.«

Er blickte auf seine Uhr; das heißtt, um genau zu sein - er hatte seine Uhr nicht mehr aus der Hand gegeben, seit Sir Philip in seinem Zimmer verschwunden war.

»Noch fünf Minuten.«

Er seufzte besorgt. Dann ging er leise zu Sir Philips Tür und lauschte.

»Ich kann nichts hören«, sagte er.

Die nächsten fünf Minuten vergingen noch langsamer als alle vorangegangenen.

»Es ist Punkt acht Uhr«, sagte Falmouth schließlich in angespanntem Ton. »Wir haben...«

Die entfernte Glocke von Big Ben schlug einmal.

»Die Stunde«, wisperte er.

Und beide Männer lauschten.

»Zwei«, murmelte Falmouth und zählte die Schläge.

»Drei.«

»Vier.«

»Fünf...«

»Was war das?« fragte er rasch.

»Ich habe nichts gehört...«

»Doch, ich habe was gehört.« Er sprang auf, lief auf die Tür zu und beugte sich so weit herab, daß er durchs Schlüsselloch sehen konnte. »Was ist das? Was...«

Aus dem Zimmer kam ein scharfer, durchdringender Schmerzensschrei. Es krachte - dann war es still.

»Schnell! Hierher!« schrie Falmouth den anderen Polizisten zu und schmiß sich mit voller Wucht gegen die Tür.

Sie gab nicht um einen Deut nach.

»Zusammen!«

Drei stämmige Polizisten warfen sich vereint gegen die Türfüllung, bis die Tür aufsprang.

Falmouth und der Commissioner stürzten ins Zimmer.

»Mein Gott!« rief Falmouth entsetzt aus.

Die Gestalt des Außenministers lag über den Tisch hingestreckt, an dem er gesessen hatte.

Die Utensilien, die verstreut auf seinem Tisch gestanden hatten, waren, wie in einem Kampf, auf den Boden geworfen worden.

Der Commissioner näherte sich der zusammengesun-

kenen Gestalt des Ministers und richtete ihn auf. Ein Blick in sein Gesicht genügte.

»Tot«, wisperte er heiser.

Er blickte sich im Raum um. Außer der Polizei und dem Toten war niemand zu sehen.

11

Der Gerichtssaal war heute wieder überfüllt in Erwartung der Zeugenaussagen des Assistant Commissioners und Sir Francis Katlings, des berühmten Arztes.

Bevor die Verhandlung begann, bemerkte der Coroner, daß er von allen möglichen Leuten eine große Anzahl von Briefen erhalten hätte, die die verschiedensten Theorien - einige darunter waren besonders fantastisch - für die Todesursache von Sir Philip Ramon enthielten.

»Die Polizei hat mich wissen lassen«, sagte der Coroner, »daß sie begierig sei, Vermutungen zu hören, und jede Ansicht willkommen heißen würde, wie bizarr sie auch immer sein möge.«

Der Assistant Commissioner war der erste Zeuge, der aufgerufen wurde. Er schilderte im Detail die Ereignisse bis hin zur Entdeckung der Leiche des verstorbenen Außenministers. Anschließend beschrieb er das Arbeitszimmer des Ministers. Wuchtige Bücherschränke füllten zwei Wände des Zimmers aus, an der dritten, nach Südwesten gelegenen, befanden sich drei Fenster, an der vierten stand ein Schrankkasten mit Landkarten auf Rollstäben.

Waren die Fenster verriegelt?

Ja.

Und entsprechend gesichert?

Ja. Mit Fensterläden aus Holz und zusätzlichen Stahlbeschlägen.

Gab es irgendwelche Anzeichen, daß man sich daran zu schaffen gemacht hatte?

Absolut keine.

Haben Sie eine Durchsuchung des Zimmers veranlaßt?

Ja. Eine sehr peinlich genaue Durchsuchung.

Der Obmann der Geschworenen: Sofort?

Ja. Nachdem der Leichnam wegtransportiert worden war, wurde jedes Möbelstück aus dem Zimmer getragen, die Teppiche wurden hochgehoben und die Wände und die Decken wurden aufgerissen.

Und es wurde nichts gefunden?

Nichts.

Hat das Zimmer einen Kamin?

Ja.

Bestand für irgendeine Person die Möglichkeit, sich auf diesem Wege Zugang zum Zimmer zu verschaffen?

Absolut keine.

Haben Sie die Zeitungen gelesen?

Ja. Ein paar.

Haben Sie die Vermutung gelesen, daß der Verstorbene vielleicht durch das Einführen eines tödlichen Gases ermordet worden sein könnte?

Ja.

Ist das möglich gewesen?

Das glaube ich kaum.

Der Obmann der Geschworenen: Haben Sie irgendwelche Vorrichtungen entdeckt, durch die ein solches Gas hätte hereinströmen können?

(Der Zeuge zögerte.)

Nein, keine. Außer einem alten Gasrohr, das nicht mehr im Gebrauch ist und oberhalb des Schreibtisches eine Öffnung hat.

(Überraschung.)

Hat irgend etwas auf das Vorhandensein eines solchen Gases hingedeutet?

Absolut nichts.

Kein Geruch?

Nichts dergleichen.

Aber es gibt Gase, die auf der Stelle tödlich wirken und geruchlos sind - zum Beispiel Kohlendioxyd.

Ja - es gibt solche.

Der Obmann der Geschworenen: Haben Sie getestet, ob sich ein solches Gas in der Luft befand?

Nein. Aber es hätte nicht Zeit gehabt, sich zu verflüchtigen, bevor ich das Zimmer betrat. Ich hätte es bemerken müssen.

War das Zimmer irgendwie in Unordnung gebracht worden?

Nur der Tisch war in Unordnung.

Die Gegenstände auf dem Schreibtisch waren also in Unordnung gebracht?

Ja

Würden Sie, bitte, genau beschreiben, wie der Tisch ausgesehen hat?

Nur ein oder zwei der schweren Gegenstände, wie zum Beispiel der silberne Kerzenleuchter und so was standen noch an ihrem Platz. Auf dem Fußboden lagen eine Menge Papiere verstreut, außerdem das Tintenfaß, die Feder und (hier zog der Zeuge eine Brieftasche aus einer Tasche, der er eine kleine, schwarze verwelkte Blume entnahm) eine zersplitterte Blumenschale und viele Rosen.

Haben Sie in den Händen des Toten etwas gefunden?

Ja, ich habe das hier gefunden.

Der Kriminalbeamte hielt die verwelkte Rosenknospe hoch, und eine Welle des Entsetzens lief durch den Gerichtssaal.

Das ist doch eine Rose?

Ja.

Der Coroner zog den schriftlichen Bericht des Commis-

sioners zu Rate.

Haben Sie an der Hand, die die Rose hielt, irgend etwas Besonderes entdeckt?

Ja. Die Blume hatte einen runden, schwarzen Fleck hinterlassen.

(Überraschung.)

Können Sie das erklären?

Nein.

Der Obmann der Geschworenen: Welche Schritte haben Sie unternommen, als Sie dies entdeckten?

Ich ließ die Blumen vorsichtig aufsammeln und mit einem sauberen Löschkarton so viel von dem Wasser wie nur möglich aufsaugen. Alles zusammen wurde an das Innenministerium zur Analyse geschickt.

Kennen Sie das Ergebnis dieser Analyse?

Soviel ich weiß, hat sie nichts ergeben.

Wurden auch Blätter der Rose analysiert, die Sie da bei sich haben?

Ja.

Der Assistant Commissioner zählte dann Details der für diesen Tag vorgesehenen polizeilichen Vorkehrungen auf. Es war für jede Person unmöglich, das Gebäude in der Downing Street 44 unbeobachtet zu betreten oder zu verlassen, betonte er emphatisch. Und unmittelbar nach dem Mord wurden die diensthabenden Polizisten alle angewiesen, sich nicht vom Fleck zu rühren. Die meisten der Männer - sagte der Zeuge aus - waren sechsundzwanzig Stunden hintereinander im Dienst gewesen.

In dieser Phase der Befragung kam es zu der sensационellsten Enthüllung, und zwar jäh und unvermutet. Der Coroner, der sich fortwährend auf die unterzeichnete Aussage des Commissioners, die vor ihm lag, bezog, hatte sie mit folgender Frage eingeleitet:

Kennen Sie einen Mann namens Thery?

Ja.

Gehörte er zu der Bande, die sich selbst ›Die vier Ge-rechten‹ nannte?

Ich glaube, ja.

Für seine Verhaftung war eine Belohnung ausgesetzt worden?

Ja.

War er verdächtig, an dem Plan, Sir Philip Ramon zu ermorden, mit beteiligt zu sein?

Ja.

Hat man ihn gefunden?

Ja.

Diese einsilbige Antwort löste im überfüllten Gerichts-saal einen spontanen Überraschungsschrei aus.

Wann wurde er gefunden?

Heute morgen.

Wo?

In den Romney Marshes.

War er tot?

Ja.

(Verblüffung.)

Ist an dem Leichnam irgend etwas Besonderes aufge-fallen?

(Alle im Gerichtssaal warteten mit angehaltenem Atem auf die Antwort.)

Ja. Er hatte an der rechten Handfläche einen Heck, der dem an der Hand von Sir Philip Ramon glich.

Die Zuhörer überlief ein Schauer.

Wurde auch in seiner Hand eine Rose gefunden?

Nein.

Der Obmann der Geschworenen: Gab es irgendwelche Hinweise, wie Thery dorthin gekommen war, wo man

ihn gefunden hat?

Keine.

Der Zeuge setzte noch hinzu, daß man bei dem Mann keinerlei Papiere oder irgendwelche Dokumente gefunden hatte.

Der nächste Zeuge war Sir Francis Katling.

Er wurde vereidigt, und man erlaubte ihm, seine Zeugenaussagen vom Anwaltstisch aus zu machen, auf dem er die umfangreichen Notizen seiner Beobachtungen ausbreitet hatte.

Eine halbe Stunde widmete er der rein fachlich-technischen Seite seiner Untersuchungen. Es gab drei mögliche Todesursachen: Erstens könnte es ein ganz natürlicher Tod gewesen sein - das schwache Herz des Mannes würde einen ausreichenden Grund dafür abgeben. Zweitens könnte es ein Erstickungstod sein. Und drittens könnte der Tod durch einen Schlag hervorgerufen worden sein, der aufgrund irgendeiner außergewöhnlichen Methode keine Quetschung hinterlassen hatte.

Es wurden keine Spuren von Gift gefunden?

Nein.

Sie haben die Aussage des letzten Zeugen gehört?

Ja.

Und auch den Teil der Aussage, der sich mit einem schwarzen Fleck befaßte?

Ja.

Haben Sie diese Verfärbung untersucht?

Ja.

Und haben Sie diesbezüglich irgendwelche Theorien entwickelt?

Ja. Es kommt mir so vor, als wäre sie durch irgendeine Säure hervorgerufen worden.

Durch Karbolsäure, zum Beispiel?

Ja. Aber nichts deutete auf irgendeine der handelsüblichen Säuren hin.

Sie haben die Hand dieses Thery gesehen?

Ja.

War die Verfärbung ähnlich der an Sir Philips Hand?

Ja, aber der Fleck war größer und unregelmäßiger in der Form.

Deutete irgend etwas auf eine Säure hin?

Nichts.

Der Obmann der Geschworenen: Sie haben sicher viele der fantastischen Theorien gelesen, die die Presse und die Öffentlichkeit aufgestellt haben?

Ja. Ich habe sie besonders aufmerksam verfolgt.

Und es gibt nichts in diesen Theorien, was Sie glauben lassen könnte, der Verstorbene sei durch eine dieser vorgeschlagenen Methoden ums Leben gekommen?

Nein.

Gas?

Unmöglich. Das hätte sofort wahrgenommen werden müssen.

Und die Einführung irgendeines subtilen Giftes, das zum Ersticken führt und keine Spuren hinterläßt?

So ein Betäubungsmittel ist der medizinischen Wissenschaft unbekannt.

Haben Sie die Rose gesehen, die man in Sir Philips Hand gefunden hat?

Ja.

Wie erklären Sie sich das?

Ich kann es nicht erklären.

Und auch nicht die Verfärbung?

Nein.

Der Obmann der Geschworenen: Sie haben sich also keine endgültige Meinung über die Todesursache ge-

bildet?

Nein. Ich ziehe lediglich eine der drei von mir angeführten möglichen Todesursachen in Betracht.

Glauben Sie an hypnotische Kräfte?

Ja - bis zu einem gewissen Grad.

An eine hypnotische Beeinflussung?

Auch bis zu einem gewissen Grad.

Ist es möglich, daß durch die beharrliche Androhung des nahenden Todes zu einer bestimmten Stunde die Suggestion so stark werden kann, daß der Tod tatsächlich eintritt?

Ich verstehe Sie nicht ganz.

Ist es möglich, daß der Verstorbene das Opfer einer hypnotischen Suggestion ist?

Das halte ich nicht für möglich.

Der Obmann der Geschworenen: Sie haben von einem Schlag gesprochen, der keine Quetschung hinterläßt. Ist Ihnen in Ihrer Praxis jemals ein solcher oder ähnlicher Fall vorgekommen?

Ja, zweimal.

Ein Schlag, der ausreichte, um den Tod zu verursachen?

Ja.

Ohne einen Bluterguß oder irgendein anderes Mal zu hinterlassen?

Ja. Ich habe, zum Beispiel, in Japan einen Fall erlebt, wo ein Mann durch einen besonderen Druck auf die Kehle den sofortigen Tod des Opfers herbeigeführt hat.

Ist so etwas alltäglich?

Nein. Es ist sehr ungewöhnlich. So ungewöhnlich, daß der Fall beträchtliches Aufsehen in medizinischen Kreisen hervorgerufen hat. Es wurde 1896 im ›British Medical Journal‹ darüber berichtet.

Und es ist keine Quetschung und kein Bluterguß zu se-

hen gewesen?

Absolut nichts von alledem.

Der berühmte Arzt las daraufhin, um seine Aussage zu erhärten, einen langen Auszug aus dem ›British Medical Journak vor.

Würden Sie sagen, daß der Verstorbene auf diese Weise den Tod gefunden hat?

Es wäre möglich.

Der Obmann der Geschworenen: Führen Sie das als eine ernst zu nehmende Möglichkeit an?

Ja.

Nach ein paar weiteren Fragen mehr technischer Art wurde die Vernehmung dieses Zeugen abgeschlossen.

Als der berühmte Arzt den Zeugenstand verließ, war ein allgemeines Gemurmel zu hören und allseits große Enttäuschung zu spüren. Man hatte gehofft, daß die Zeugenaussage des medizinischen Experten Licht in das Dunkel bringen würde, aber der geheimnisvolle Tod von Sir Philip Ramon blieb so ungeklärt wie zuvor.

Superintendent Falmouth wurde als nächster Zeuge aufgerufen.

Der Detective, der mit klarer Stimme sprach, stand augenscheinlich unter einer sehr großen emotionalen Anspannung. Er schien sehr heftig auf das Versagen der Polizei, das Leben des verstorbenen Ministers zu schützen, zu reagieren. Es ist ein offenes Geheimnis, daß sowohl der Kriminalbeamte als auch der Assistant Commissioner unmittelbar nach der Tragödie ihren Abschied eingereicht hatten, doch ihre Gesuche wurden auf Anweisung des Premierministers hin nicht angenommen.

Mr. Falmouth wiederholte einen großen Teil der Aussage des Commissioners und erzählte dann, wie er zum Zeitpunkt der Tragödie draußen vor der Tür zum Arbeits-

zimmer des Außenministers gestanden hatte. Während er die Ereignisse jenes Abends in allen Einzelheiten schilderte, herrschte tödliche Stille im Saal.

Sie haben gesagt, daß Sie ein Geräusch hörten, das aus dem Arbeitszimmer kam?

Ja.

Was für ein Geräusch war das?

Nun, es ist schwer zu beschreiben, was ich gehört habe. Es war eines dieser undefinierbaren Geräusche. Es klang, als würde ein Stuhl über eine glatte Oberfläche gezogen.

Hörte es sich so an, als würde eine Tür oder eine Wandverkleidung aufgeschoben?

Ja.

(Verblüffung.)

Das Geräusch, von dem Sie auch in Ihrem Bericht geschrieben haben?

Ja.

Wurde irgend so eine verschiebbare Wandverkleidung entdeckt?

Nein.

Oder irgendeine Schiebetür?

Nein.

Wäre es möglich gewesen, daß sich jemand in einem der Schreibtische oder Bücherschränke versteckt hatte?

Nein. Sie wurden daraufhin untersucht.

Was geschah dann?

Ich hörte ein Klicken und dann einen Schrei von Sir Philip, woraufhin ich sofort die Tür aufzubrechen versuchte.

Der Obmann der Geschworenen: War sie abgesperrt?

Ja.

Und Sir Philip war allein?

Ja. Auf seinen Wunsch hin. Er hatte diesen Wunsch

schon früher am Tage geäußert.

Haben Sie nach der Tragödie sowohl innerhalb des Hauses als auch außerhalb eine systematische Durchsuchung veranlaßt?

Ja.

Haben Sie irgend etwas entdeckt?

Nichts. Ich habe nur eine Entdeckung gemacht, die, für sich genommen, merkwürdig ist, aber mit dem jetzigen Fall keinen denkbaren Zusammenhang haben kann.

Was für eine Entdeckung?

Nun, man fand auf dem Fenstersims des Zimmers zwei tote Spatzen.

Wurden sie untersucht?

Ja. Aber der Arzt, der sie sezierte, war der Meinung, daß sie erfroren und bestimmt von der Brüstung darüber heruntergefallen sind.

Wurden in diesen Vögeln irgendwelche Spuren von Gift entdeckt?

Keinerlei.

An diesem Punkt wurde Sir Francis Katling noch einmal aufgerufen. Er hatte die Vögel gesehen und keine Spuren von Gift finden können.

Wenn wir einmal das Vorhandensein eines solchen Gases, von dem wir bereits gesprochen haben, voraussetzen - eines tödlichen Gases, das die Eigenschaft hat, rasch zu verflüchtigen -, könnte nicht das Entweichen einer winzigen Menge eines solchen Gases den Tod dieser Vögel herbeigeführt haben?

Ja, wenn sie auf dem Fenstersims gesessen haben.

Der Obmann der Geschworenen: Verbinden Sie den Tod dieser Vögel mit der Tragödie?

Nein, das tue ich nicht, erwiderte der Zeuge nachdrücklich.

Superintendent Falmouth setzte seine Aussage fort.
Sind Ihnen noch irgendwelche anderen Besonderheiten aufgefallen?

Nein.

Der Coroner befragte daraufhin den Zeugen über Marks' Beziehungen zur Polizei.

Und hat man bei diesem Marks auch so eine Verfärbung der Hand feststellen können wie bei Sir Philip und diesem Mann namens Thery?

Nein.

Der Gerichtshof hatte sich aufgelöst, und nur noch kleine Gruppen standen herum und diskutierten über den außergewöhnlichsten Urteilsspruch, der je von der Jury eines Untersuchungsausschusses gefällt worden war: »Tod aus unbekannter Ursache und Anklage wegen vorsätzlichen Mordes gegen eine oder mehrere unbekannte Personen.«

Der Coroner begegnete beim Verlassen des Gerichtssaals einem vertrauten Gesicht auf der Türschwelle.

»Hallo, Carson!« rief er überrascht aus. »Sie auch hier? Ich hätte geglaubt, daß Ihre Konkursverhandlungen Sie in Trab halten - selbst an einem Tag wie diesem. Außergewöhnlicher Fall, nicht wahr?«

»Außergewöhnlich«, bestätigte der andere.

»Waren Sie die ganze Zeit über zugegen?«

»Ja.«

»Haben Sie bemerkt, was für einen gescheiten Obmann wir hatten?«

»Ja. Ich glaube, als Anwalt würde er sich besser machen denn als Firmengründer.«

»Dann kennen Sie ihn?«

»Ja.« Der Konkursverwalter gähnte. »Der arme Teufel!

Er glaubte, er hätte das Pulver erfunden. Gründet eine Gesellschaft, um Fotogravuren und derlei zu reproduzieren. Hat uns Etheringtons' abgenommen, aber wir haben's wieder zurückbekommen.«

»Hat er Konkurs gemacht?« fragte der Coroner erstaunt.

»Das nicht gerade. Er hat einfach aufgegeben. Hat erklärt, das Klima würde ihm nicht behagen. Wie war noch mal sein Name?«

»Manfred«, sagte der Coroner.

12

Falmouth saß dem Chief Commissioner an seinem Schreibtisch gegenüber und hatte die Hände gefaltet. Auf der Schreibtischunterlage lag ein dünnes, graues Blatt Briefpapier.

Der Commissioner nahm es erneut hoch und las den Text noch einmal. Er lautete:

Wenn Sie das hier erhalten, werden wir, die wir uns in Ermangelung eines besseren Namens ›Die vier Gerechten nennen, bereits über ganz Europa verstreut sein, und die Wahrscheinlichkeit, daß Sie uns jemals aufspüren, ist gering. Ohne uns rühmen zu wollen, erklären wir hiermit: Wir haben erreicht, was wir uns vorgenommen hatten, zu erreichen. Und ohne zu heucheln, wiederholen wir unser Bedauern, daß dieses Vorgehen von uns notwendig geworden ist.

Sir Philip Ramons Tod wird wie ein Unglücksfall aussehen. So viel bekennen wir - Thery hat gepfuscht und hat dafür gebüßt. Wir hingen zu sehr von seinen technischen Kenntnissen ab.

Vielelleicht werden Sie durch emsige, gewissenhafte Nachforschungen das Geheimnis von Sir Philip Ramons Tod enthüllen. Wenn derartige Nachforschungen von Erfolg gekrönt sein sollten, dann werden Sie die Wahrheit dieser Aussage erkennen.

Leben Sie wohl!

»Danach wissen wir nichts«, sagte der Commissioner.

Falmouth schüttelte verzweifelt den Kopf.

»Nachforschungen!« wiederholte er bitter. »Wir haben

das Gebäude in der Downing Street von oben bis unten durchkämmt. Wo sollten wir denn sonst noch suchen?«

»Befindet sich unter den Dokumenten Sir Philips nicht irgendein Schriftstück, das Sie möglicherweise auf die Spur bringt?«

»Wir haben keines gefunden.«

Der Chef kaute nachdenklich an der Spitze seiner Feder herum.

»Ist sein Landhaus durchsucht worden?«

Falmouth runzelte die Stirn.

»Ich habe das nicht für notwendig gehalten.«

»Auch nicht Portland Place?«

»Nein. Es war zum Zeitpunkt des Mordes abgesperrt.«

Der Commissioner erhob sich.

»Versuchen Sie Ihr Glück am Portland Place!« riet er Falmouth. »Das Haus ist zur Zeit in den Händen von Sir Philips Testamentsvollstreckern.«

Der Detective ließ sich eine Kutsche kommen, und eine Viertelstunde später klopfte er an das düstere Portal des Stadthauses des verstorbenen Außenministers. Ein Diener öffnete mit ernster Miene die Tür. Es war Sir Philips Butler, der ihn mit einem Kopfnicken begrüßte. Falmouth kannte den Mann.

»Ich möchte das Haus durchsuchen, Perks«, sagte er.

»Ist irgend etwas angerührt worden?«

Der Mann schüttelte den Kopf.

»Nein, Mr. Falmouth«, erwiderte er. »Alles ist genauso, wie Sir Philip es verlassen hat. Die Anwälte haben noch nicht einmal eine Bestandsaufnahme gemacht.«

Falmouth spazierte durch die kühle Halle in das gemütliche kleine Zimmer, das für den Butler hergerichtet war.

»Ich würde gern mit dem Arbeitszimmer anfangen«, erklärte er.

»Ich fürchte, da wird es Schwierigkeiten geben, Sir«, sagte Perks ehrerbietig.

»Warum?« fragte Falmouth scharf.

»Es ist der einzige Raum im Haus, für den wir keinen Schlüssel haben. Sir Philip hatte ein Spezialschloß an der Tür seines Arbeitszimmers und trug den Schlüssel dazu bei sich. Sie verstehen, er war Kabinettsminister und ein sehr vorsichtiger Mensch, der sehr darauf achtete, wer sein Arbeitszimmer betrat.«

Falmouth dachte nach. Eine Anzahl von Sir Philips Privatschlüsseln war bei Scotland Yard deponiert worden.

Er schrieb eine kurze Notiz an seinen Chef und schickte einen Lakaien mit einer Kutsche zum Yard.

Während er wartete, fragte er den Butler aus.

»Wo waren Sie, als der Mord begangen wurde, Perks?« fragte er.

»Auf dem Land. Wie Sie sich erinnern werden, hat Sir Philip das gesamte Personal weggeschickt.«

»Und das Haus?«

»War leer - absolut leer.«

»Haben Sie bei Ihrer Rückkehr irgendwelche Anzeichen dafür entdeckt, daß inzwischen irgendeine Person hier einzudringen versucht hat?«

»Keine, Sir. Es würde auch nahezu unmöglich sein, in dieses Haus hier einzubrechen. Es sind Alarmanlagen installiert, die mit dem Polizeirevier verbunden sind, und die Fenster sind mit einer automatischen Sperre versehen.«

»Es waren also an den Türen oder Fenstern keine Spuren zu entdecken, die Sie hätten glauben lassen können, daß jemand versucht hat, sich Eintritt zu verschaffen?«

Der Butler schüttelte nachdrücklich den Kopf. »Keinerlei. Bei meinen täglichen Verrichtungen habe ich sehr

sorgfältig die Malerarbeiten inspiziert und derlei Spuren hätte ich bemerken müssen.«

Eine halbe Stunde später kehrte der Lakai in Begleitung eines Kriminalbeamten zurück. Falmouth nahm von dem Beamten in Zivil einen kleinen Schlüsselbund entgegen. Der Butler ging voraus in den ersten Stock hoch. Er deutete auf das Arbeitszimmer und die massive Eichertür, die ein verschwindend kleines Schloß hatte.

Falmouth wählte sehr sorgfältig Schlüssel aus. Zweimal hatte er keinen Erfolg, aber beim dritten Versuch drehte sich der Schlüssel im Schloß, es klickte, und die Tür ließ sich geräuschlos öffnen.

Einen Moment lang blieb er in der Tür stehen, denn das Zimmer war dunkel.

»Ich hatte vergessen, daß die Läden geschlossen sind«, sagte Perks. »Soll ich sie aufmachen?«

»Wenn Sie so nett sein würden«, sagte der Detective. Wenige Minuten später flutete Licht in das Zimmer herein.

Es war ein schlicht möbliertes Zimmer, das ziemlich demjenigen glich, in dem der Außenminister gestorben war. Es roch muffig nach altem Leder, und die Wände des Zimmers waren mit Bücherregalen bedeckt. In der Mitte des Raumes stand ein großer Mahagoni-Schreibtisch, auf dem, ordentlich aufeinandergeschichtet, Papierbündel lagen.

Falmouth inspizierte mit einem schnellen, aber prüfenden Blick den Schreibtisch. Eine dicke Staubschicht überzog alles. An dem einen Ende, in Reichweite des leeren Stuhles, stand ein ganz gewöhnliches Tischtelefon.

»Keine Glocken?« fragte Falmouth.

»Nein«, erwiederte der Butler. »Sir Philip mochte keine Glocken. Dort ist ein ›Summer‹.«

Falmouth erinnerte sich wieder.

»Natürlich«, sagte er rasch. »Jetzt fällt es mir wieder ein. Nanu!« Er beugte sich eifrig vor. »Was ist denn mit dem Telefon passiert?«

Die Frage war berechtigt, denn sämtliche Stahlteile waren verbogen. Unterhalb des Hartgummi-Apparates lag ein winziges Häufchen schwarzer Asche, und von dem flexiblen Kabel, das die Verbindung zur Außenwelt herstellte, war nichts weiter übriggeblieben als ein verdrehtes, verfärbtes Stück Draht.

Dort, wo das Telefon gestanden hatte, warf die Platte Blasen, als wäre sie großer Hitze ausgesetzt gewesen.

Der Detective atmete tief ein. Dann wandte er sich seinem Untergebenen zu.

»Laufen Sie rüber zu Miller's. In der Regent Street - dem Elektriker - und bitten Sie Mr. Miller, sofort hierher zukommen!«

Er starrte immer noch auf das Telefon, als der Elektriker kam.

»Mr. Miller, was ist mit diesem Telefon passiert?« fragte Falmouth leicht begriffsstutzig.

Der Elektriker setzte seinen Zwicker auf und inspizierte die Telefonruine.

»Hm«, sagte er schließlich, »es sieht ganz so aus, als wäre irgend so ein Mensch von der Störungsstelle kriminell fahrlässig gewesen.«

»Mensch von der Störungsstelle?« echte Falmouth.

»Ich meine die Arbeiter, die die Telefonleitungen reparieren.«

Er setzte seine Untersuchung fort.

»Sehen Sie das denn nicht?«

Er deutete auf den zerbeulten Apparat.

»Ich sehe nur, daß der Apparat total demoliert ist. Aber

warum...«

Der Elektriker bückte sich und hob das verschmorte Stück Draht auf.

»Ich will sagen, jemand hat eine Hochspannungsleitung - eine Stromleitung - mit dieser Telefonleitung verknüpft.

Und falls irgend jemand zufällig an....«

Er brach plötzlich ab und wurde bleich.

»O Gott!« flüsterte er. »Sir Philip Ramon wurde durch elektrischen Strom getötet!«

Eine Weile lang schwiegen alle. Plötzlich verschwand Falmouths eine Hand in einer seiner Taschen, und er zog das kleine Notizbuch heraus, das Billy Marks gestohlen hatte.

»Das ist die Lösung!« rief er aus. »In dieser Richtung laufen die Leitungen. Aber wie kommt es, daß das Telefon in der Downing Street nicht genauso zerstört wurde?«

Der Elektriker, der immer noch bleich war und zitterte, schüttelte ungehalten den Kopf.

»Ich habe es aufgegeben, die Ungereimtheiten der Elektrizität erklären zu wollen«, sagte er. »Im übrigen könnte der Strom, das heißt, die volle Stromstärke, abgeleitet worden sein - oder es könnte ein Kurzschluß ausgelöst worden sein - alles mögliche könnte passiert sein.«

»Moment mal!« sagte Falmouth eifrig. »Angenommen - der Mann, der die Verbindung zur Telefonleitung herstellt, pfuscht... Dann hätte er den stärksten Stromstoß selbst abgekriegt. Wäre es dann etwa so ausgegangen?«

»Es könnte...«

» ›Thery hat gepfuscht und hat dafür gebüßt‹ «, zitierte Falmouth in Gedanken. »Ramon hat einen leichten Schlag bekommen. Er hat ausgereicht, ihn zu erschrecken. Und er hatte ein schwaches Herz. Die Brandwunde

an seiner Hand - und die toten Spatzen... Mein Gott!
Plötzlich ist alles sonnenklar!«

Später hatte ein starkes Polizeiaufgebot in dem Haus in der Carnaby Street eine Razzia vorgenommen. Aber sie fanden nichts - nichts weiter als eine halbgerauchte Zigarette, die den Namen einer Londoner Tabakfirma trug, und den Kontrollschein einer Schiffspassage nach New York.

Die Passage war für den ›Royal Mail Steamer Lucania‹ ausgestellt und galt für drei Erster-Klasse-Passagiere.

Als die ›Lucania‹ New York erreichte, wurde sie von vorn bis achtern durchsucht, aber ›Die vier Gerechten‹ konnten nicht gefunden werden.

Gonsalez hatte diese Fährte für die Polizei gelegt.